

**Zeitschrift:** Taschenbücher der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Herausgeber:** Historische Gesellschaft des Kantons Aargau  
**Band:** - (1910)

**Artikel:** Oberst J. N. von Schmiel, 1774-1850  
**Autor:** Zschokke, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-110586>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.05.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Oberst J. N. v. Schmiel

1774—1850.

Von Dr. Ernst Zischoffe.

Die Erinnerung an verdiente, treffliche Menschen schwindet rasch dahin, wenn sie nicht durch deutlich nachwirkende Zeugnisse ihrer Tätigkeit oder durch lebendige Tradition erhalten bleibt. Schon die jüngern Zeitgenossen, die das frische Grab umstehen, kennen die Lebensumstände, aus denen jene Menschen hervorgegangen sind, kaum mehr; die folgende Generation erinnert sich noch an die Persönlichkeit, die dritte hat selbst den Namen vergessen.

An Oberst v. Schmiel erwahrt sich diese zwar natürliche, aber doch recht betrübende Erfahrung in hohem Maße. Aus fremdem Lande stammend hat er über 50 Jahre in unserer Heimat zugebracht und ist einer der Unsrigen geworden; er ist bis zu den höchsten Ehrenstellen in unserm Staatswesen gelangt und hat seinem neuen Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet. Von dem allem weiß man heute im allgemeinen nichts mehr, und auch die historische Fachliteratur hat über Oberst v. Schmiel nur vereinzelte Notizen. So erscheint es als eine Pflicht gegen unser Land wie gegen ihn selbst, aufzuzeichnen, was über ihn erfahren werden kann, und zu einem möglichst vollständigen Lebensbilde zu vereinigen. Es ist dies eine um so angenehmere Aufgabe, als dieser Lebensgang Interessantes in Fülle bietet.

Quellen für die nachfolgende Darstellung bot vor allem Oberst v. Schmiels Nachlaß, den seine Enkelin, Fräulein

Luiſe von Schmiel in Dresden, treulich bewahrte. Er enthält ein faſt lückenloſes Tagebuch vom 1. Februar 1787 bis 4. Oktober 1802, das allerdings an einigen kürzern Partien wegen der Eile, mit der dort geſchrieben wurde, nicht mehr entziffert werden kann; ſodann zirka 250 Briefe an Schmiels Sohn vom 10. Oktober 1839 bis Ende 1848; und endlich eine größere Anzahl Ernennungen, Beſtallungen, Briefe und Aktenſtücke, dieſe vorwiegend aus den Jahren 1814 und 1815, ſowie aus dem Jahre 1828.

Manches fand ſich ſodann in den Regierungs- und den Militärakten des aargauischen Staatsarchivs.

Und endlich bin ich auch hier und dort durch freundliche Nachweiſe beſtens unterſtützt worden. Daſür möchte ich hier meinen warmen Dank ausſprechen, namentlich aber Fräulein L. v. Schmiel für die bereitwillige Eröffnung des umfangreichen Materials, überhaupt das große Intereſſe, das ſie meiner Arbeit entgegenbrachte, und Herrn Staatsarchivar Dr. Hans Herzog für ſeine mannigfachen Ratſchläge und Bemühungen.

---

## Im österreichischen Kriegsdienste.

Die familie der Barone von Schmiel war in Rautmannsdorf bei Ottmachau in der Nähe von Neisse in Schlesien zu Hause. Es war familientradition, daß die männlichen Sprößlinge des Geschlechts im Heere der habsburgischen Landesherrn als Offiziere dienten. Als Schlesien infolge der schlesischen Kriege unter den Preußenkönig Friedrich II. kam und ihm im Hubertusbürger Frieden endgültig verblieb, da trennten sich, wie es heißt, zwei unter fünf Brüdern von der Heimat und den dort liegenden Gütern und zogen, treu dem angestammten Herrscherhause und dem katholischen Glauben, nach Oesterreich und dienten im kaiserlichen Heere weiter. Der eine der Brüder war Siegfried v. Schmiel, der im k. k. Carl Baron von Schröder'schen Infanterie-Regiment, das gewöhnlich in Mähren lag, bis zum Hauptmann avancierte und dann als Major den Dienst quittierte; er ist am 2. September 1801 gestorben.

Dies ist der Vater des Johann Nepomuk; die Mutter hieß Katharina geb. Mehoffer; sie ist 1855 im 87. Jahre in Teschen (oesterr. Schlesien) hingeshieden.

Johann Nepomuk von Schmiel ist am 19. April 1774 zu Leipnik in Mähren, östlich von Olmütz geboren worden.<sup>1</sup> Er muß eine sorgfältige Erziehung genossen haben. Allerdings erfährt man aus dem Tagebuch, das der dreizehnjährige Knabe im Februar 1787 begann,

---

<sup>1</sup> Der Geburtsort ist nur in dem Aktenstück enthalten, welches die Entlassung aus dem k. k. oesterr. Heere beurkundet. — Nach dem Bürgerbuch in Arau lautet der vollständige Name: Johann Nepomuk Heinrich Florian Ignaz Vinzenz Franz de Paula.

hierüber gar nichts. Dafür gewährt es uns einen Einblick in das gesellschaftliche Leben und Treiben, unter dessen Eindrücken er aufwuchs. Der Vater war mit seiner Kompagnie in Bodenstadt garnisoniert und stand mit den Familien seiner Verwandten und den Offizierskreisen in dem östlichen Teil Mährens in enger Verbindung. Es ist eine aristokratische, meist adlige Gesellschaft, in der sich Johann mit seinen jüngern Brüdern Ladislaus und Heinrich bewegt; den Knaben interessieren natürlich besonders die Mahlzeiten, die Ausflüge und gegenseitigen Besuche, die kleinen militärischen Begebenheiten oder die Jagden auf Hasen und Hirsche, oder wenn Lerchen mit Falken gejagt werden.

Im November des Jahres 1787 wird der Vater mit seiner Truppe in die Festung Olmütz versetzt. Hier besucht der Knabe die öffentliche Schule (wohl zum ersten male), und hier öffnet sich ihm nun auch das Theater und lockt ihn mit mächtiger Anziehungskraft. Glückselig ist er, wenn er sich bei wohlwollenden Gönnern ein Eintrittsbillet verschaffen kann. Das Tagebuch führt sämtliche Aufführungen an, denen er beiwohnte, und sehr bestimmt gibt es auch oft ein Urtheil über das Stück oder über das Spiel. Die meisten der Tragödien und Komödien sind heute verschollen; doch auch Großes gab es zwischen hinein zu genießen: Carl Moor oder die Räuber; Hamlet, Prinz von Dänemark; Macbeth, König aus Schottland; Lear, König aus England. Die Namen der Dichter haben für den jungen Zuschauer noch kein Interesse.

Allein nicht lange dauerte das völlig ungebundene Jugendleben. Bald nach Beginn des neuen Jahres suchte der Vater um Aufnahme des Knaben beim Regimente nach. Er erhielt eine Uniform, die ersten Exercitien begannen, einstweilen noch privatim. Doch am 29. Februar 1788 ging dem Regiment der Befehl zu, „daß die Obrist-

Kompagnie den Regimentskadetten v. Schmiel vom 1. März in Zuwachs zu nehmen hat“; und an diesem Tage erhielt er „die erste Löhnung mit 25 Kr. ausbezahlt“.

So war der erste Schritt auf der Bahn des Offiziers getan; mit noch nicht 14 Jahren stand der Knabe schon unter den Waffen. Natürlich spielte dabei weder Neigung noch Eignung eine Rolle; daß er die militärische Laufbahn einschlagen werde, stand von vornherein fest, und die jüngern Brüder folgten selbstverständlich später nach.

Jedenfalls war der Dienst, abgesehen vom sehr häufigen Wachtdienste, nicht beschwerlich, eher einförmig; das änderte wohl kaum, als der junge Kadett, seit dem Sommer, Korporalsdienste zu tun hatte.

Da brachten die großen politischen Ereignisse freilich ein anderes, abwechslungsreicheres Leben.

Schon im vorhergehenden Jahre hatte die Türkei (16. August 1787) an Katharina II. den Krieg erklärt, und gemäß seinen Abmachungen mit der russischen Zarin stellte im folgenden Jahre auch Joseph II. seine Truppen an die Grenze; in langem Cordon zogen sie sich von Triest hin bis ins Gebiet der Moldau. Den östlichen Flügel befehligte der Prinz Josias von Koburg, und zu seinem Korps gehörte auch das Schröder'sche Regiment.

In Begleitung seines Vaters und einiger junger Waffenkameraden rückte der 15jährige junge Mann zu Wagen nach dem Kriegsschauplatz ab (14. April 1789). Die Fahrt ging über Teschen nach Lodomirien und Galizien, über Krakau (damals noch polnisch) nach Lemberg, dann in die Bukowina. Über die Dörfer und Städte, über Wege und Anbau, über Wälder und Felder und Bewohner macht der Jüngling seine Beobachtungen und trägt alles mit kurzen Notizen in sein Tagebuch ein. Nach einer Reise von sechs Wochen treffen sie im Lager des Prinzen ein, bei

Bakau am Sereth, in der Moldau. Er tritt ins Regiment und hat feldwebeldienste zu tun.

Ende Juli vereinigte sich das Korps mit dem rechten Flügel der russischen Armee unter General Suworow und am 1. August 1789 schlugen sie vereint unter Suworows Führung die Türken bei Fokschani. Der junge Krieger schildert die Erlebnisse seiner ersten Schlacht mit folgenden Worten: „Gegen Abend des 31. Juli brachen wir ab und marschierten die ganze Nacht stäts durch Wasser und Koth, weil es geregnet hatte. Um Mitternacht blieben wir am Buthner Fluß [Putna] stehen. Die Nacht durch sahen wir stets große Feuer und Canonschüsse hörten wir, weil der [unleserlich] schon die türkischen Vorposten zurückpeitschte, und in der Schlagung der Pontons Brücke über den Buthna gestöhrt wurde. Wir sahen schon überall todte Türken liegen. — Den 1. August 1789 Bey Tages Anbruch brachen wir auf und passierten den Buthnafluß, da sahen wir schon wie die Türken aus den Wäldern auf des Prinzen Corps gefeuert hatten, (sie flohen aber zurück) welcher voran marschierte. Dann sahen wir Fokshan und das ganze Türkische Lager davor, welches noch an Pracht da stunde und von ohngefähr 35 oder 36 000 Mann besetzt war, sogleich marschierten wir an fronte nebst einer flaque auf. Wir avancierten stäts unter heftigen Canonaden Feuer durch unbeschreibliche Gesträuche durch, ein Mann war von dem andern 6 . 7 Schritte entfernt, und doch gieng alles ordentlich. Dann wollten sie uns in die flaque kommen; wir schlugen sie aber glücklich zurück. Im vollen Laufe mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen brach unser Bataillon zuerst ins Lager ein, sogleich erbeuteten wir 1 Canone, welche wir aber stehn ließen, und auf die Monasterie Samuel zu eilten, worinn etwa 150 Türken waren, sie versperten das Thor mit einigen Wägen Und schoßen links

und rechts daneben vorbehey. Unser Obrist Auersperg [suchte] der Truppe Muth einzulösen. Ritt voran im Galopp zum Thore hinein, kaum war er drinnen, so bekam er 3 Schuß und 2 Hiebe und starb, man eilte ihm nach, allein wegen Versperrung des Thores kam man nicht hinein. Gemeiner Szupezak ö Simich nahm ihm den Säbel und erstach einen Türken, so selben nehmen wollte. Man zog endlich den Wagen heraus und führte eine Canone vor und drang ein. Von der andern Seite kamen auch die Russen herbey, man haute alles zusammen, und keiner bekam Pardon, während daß sich [das Regiment] Schröder da beschäftigte, gingen andere Batt. ins Lager und machten Beute, wovon Schröder fast nichts bekam. Nur vom Batt. Kaunitz waren viele da, die beym hintern Thörel eindrangen. Auch von Batt. Khevenhüller und Kaiser waren einige da, selbst der Oberstlt. Schellenberg von Khevenhüller war an der Spitze. Während diesem verfolgte unsere Cavallerie die Türken auf das eiligste und sie mußten die ganze Bagage und Canonen im Stiche lassen. Nach vollendeter Aktion zogen wir im Schlachtfeld auf, blieben an noch selben und den andern Tag den 2. Aug. bis 4 Uhr stehen, wo wir sodann unser Lager hinter Fokschan am Milkow schlugen. Die Russen aber sonderten sich von uns ab. Der Anfang [der Schlacht] war um  $\frac{1}{27}$  und das Ende um  $\frac{1}{2}1$  Uhr. Das Batt. hatte 11 Todte und 23 Bleiarte, die andern Batt. fast nichts."

Bald nach diesem Siege, am 22. Sept., folgte der zweite Schlag bei Martineschi am Rymnik, welcher dem auch hier wieder den Oberbefehl führenden Suworow den Beinamen Rymnikski eintrug. Auch hier focht Schmiel mit.

Zunächst rückte sein Bataillon gegen die Donau vor, blieb längere Zeit in der Walachei, wurde dann aber im Herbst 1790 nach Kronstadt in Siebenbürgen in die Winter-

quartiere geschickt. Hier avancierte Schmiel zum Fähnrich und erhielt ein Pferd samt Fourierschützen (Offiziersbedienten). Eine harte Plage war ihm das Fieber („Brechfieber“), das sich von Zeit zu Zeit plötzlich mit heftigen Anfällen einstellte.

Erst im Juni 1791 marschierte sein Bataillon über den Rothenthurmpaß wieder nach Rumänien hinab, doch hatte der Fähnrich v. Schmiel sogleich einen Transport von 170 Kranken nach Hermannstadt zurück zu begleiten. Inzwischen schloß Josephs II. Nachfolger Leopold II. mit den Türken den Frieden von Sistowa, und so konnte Schmiel mit einigen Kameraden den Rückweg über die Bukowina und Galizien nach dem heimatlichen Mähren antreten (Oktober — Dezember 1791).

Kaum war der Frühling 1792 angebrochen, so ertönte Europa wiederum von Waffenlärm. In Frankreich bedrohte die Revolution immer heftiger den Königstron, und um ihn zu retten, vereinigten Preußen (Friedr. Wilh. II.) und Kaiser Franz II. ihre Heere am Rheine; der erste Koalitionskrieg gegen Frankreich begann.

Das Regiment Schröder verließ am 25. Mai seine Garnison Olmütz und zog durch Süddeutschland an den Rhein, dann durch die Pfalz nach Luxemburg und nach Frankreich hinein. Es war eine langsame und untätige Kriegsführung.

Im Sommer 1793 erhielt Schmiel, eben zu Dinant, südlich Namur stationiert, die ersehnte Beförderung zum Unterlieutenant; da er zugleich zu den Grenadieren des Benderschen Grenadierbataillons versetzt war, das aber damals am obern Rheine stand, so hatte er eine weite Reise vor sich.

Am 7. August ritt er, von seinem alten Fourierschützen Schimmel begleitet, nach Luxemburg; dann über Trier in

die Pfalz und überschritt zu Mainz den Rhein. Weiter ging es über Frankfurt, Darmstadt nach Heidelberg, über Neckarsteinach, Eberbach, Adelsheim nach Crailsheim, Dinkelsbühl und Nördlingen, dann bei Donauwörth über die Donau und nun durch Schwaben in den Schwarzwald, der den Reiter lebhaft an die Bukowina erinnerte. „Jeder Bauer hat ein Commerz, entweder mit Uhren, Glas, Holz oder Schnittwaren.“ Am 23. September endlich traf er durchs Höllental niedersteigend in Freiburg ein und fand dort das Bendersche Grenadierbataillon.

Der Feldzug, den die Oesterreicher von 1792—1797 am Rheine führten, bietet ein wechselndes Bild von Lässigkeit und Energie, von Mißgeschick und Erfolg. Davon legen auch die Tagebücher des Lieutenants von Schmiel deutliches Zeugnis ab, obschon sie meist nur rein persönliche Notierungen enthalten und keineswegs die strategischen Pläne und ihre Durchführung, noch auch den Verlauf der taktischen Aktionen erkennen lassen.

Im Sommer 1794 überschritt die Armee den Rhein in der Nähe von Speier; Ende Juni erhielt man im Lager die Kunde vom Sturze Robespierres, und — wie das Gerücht hinzufügte — der Erhebung des Dauphins auf den Thron. Es folgen nun eine Reihe siegreicher Gefechte bis gegen Kaiserslautern hin, worauf im Oktober der Rückzug hinter den Rhein angetreten werden muß. Im Frühling 1795 schloß Preußen zu Basel Frieden, worauf man nun auch im österreichischen Heere mit dem Ende des Krieges zu rechnen begann; der junge Offizier fing sogar im Lager an Englisch zu studieren.

In Freiburg lernte Schmiel den Prof. J. G. Jakobi kennen, mit dem er sich enger befreundet und den er, so lange die Truppe in Freiburg steht, allabendlich besucht. Nachher setzte sich die Bekanntschaft in fleißigem Briefwechsel fort.

Im Herbst steht die Armee wieder in der Gegend von Mannheim, welche Stadt eingenommen wird. Doch tritt nun um die Jahreswende ein Waffenstillstand ein, der bis gegen den Sommer währte.

Die Pausen, welche ein längerer Aufenthalt oder jetzt der Waffenstillstand brachte, suchten die Offiziere<sup>1</sup>, so gut es ging, auszufüllen. Man besuchte einander in den benachbarten Ortschaften, man machte größere Ausflüge, um Land und Städte kennen zu lernen, man suchte Zutritt bei den einheimischen Familien, man arrangierte Bälle und machte Bekanntschaften. Das Tagebuch Schmiels zeigt, wie rasch der junge Lieutenant Feuer fing, wie leicht er auch sich die Gunst der jungen Mädchenwelt erwarb.

Unter diesen Bekanntschaften war es eine, die für seinen Lebensgang von entscheidender Bedeutung wurde; darum muß ihr hier ein breiterer Raum gewährt werden.

Am 20. Januar 1796 lernte er auf einem Balle in Frankenthal (zwischen Worms und Ludwigshafen) ein „recht schönes, artiges Mädchen“ kennen, Jakobine Behaghel. Sie machte einen tiefen Eindruck auf ihn; schon eine Woche später gesteht er sich, daß er „sterblich in sie verliebt“ sei; und einen Monat darauf erklärt er sich ihrem Bruder, dann auch dem Vater. Allein dieser will von einer Verbindung seiner Tochter mit einem Offizier nichts wissen; wenn er einen andern Beruf hätte, ließe sich eher davon reden. Doch die Hindernisse, die sich aufstürmen, ent-

---

<sup>1</sup> Unter den Kameraden Schmiels hat namentlich einer später große Bedeutung erlangt: Joh. Freih. v. Berger von der Pleiße, (1768 geb.) zeichnete sich in den Kriegen, die Oesterreich führte, besonders bei Leipzig, aus; wurde Militärkommandant in Tirol, 1849 Feldzeugmeister. — Berger hat nach mehr als 30 Jahren, da er durch Zeitungsberichte an Schmiel erinnert worden war, die Verbindung mit dem alten Kameraden wieder angeknüpft.

flammen der Beiden Leidenschaft nur um so mehr. Da der Vater auch nicht will, daß sie sich öfter sehen, suchen sie sich heimlich zu treffen. Das macht aber die Sache nicht besser. Die tiefe Zuneigung ohne irgend welche Aussicht bringt ihn beinahe um den Verstand: „ich bin wie wahnsinnig, ich kann nicht denken, mein Kopf ist ganz zerrüttet“.

Da bricht mit Ende Mai der Krieg wieder aus; die Friedensaussichten sind infolge der Siege, die der junge General Bonaparte in Italien erringt, geschwunden; der Waffenstillstand wird gekündigt, die Franzosen rücken mit Macht wieder vor und die Oesterreicher leiten langsam den Rückzug ein. Schon ist Frankenthal von ihnen geräumt und doch wagt es der junge Offizier nochmals, den Ort zu betreten, um sich von seiner Geliebten zu verabschieden. Dann muß (2. Hälfte des Juni) auch seine Truppe die Gegend verlassen und über den Rhein zurückkehren.

Man möge sich den Seelenzustand Schmiels vorstellen: er muß sich aus den Armen seiner Jakobine losreißen, dem militärischen Befehle gehorchend. Wohl hat er wiederholt versucht, in der Gegend eine Zivilanstellung zu erhalten, aber ohne Erfolg. Es bleibt also nichts übrig, als der Fahne zu folgen, die Qual doppelter Ungewißheit im Herzen, was der Vater über die Geliebte verfüge, und was geschehen möchte, wenn der Feind die verlassenen Stätten überschwemmen wird. Das ist ein hartes Geschick; „ich gehe so elend herum und kann nichts thun als weinen; es ist doch ein elendes Leben auf der Welt“. Und schon am 21. Juni erfährt er, daß die Franzosen in der That Frankenthal besetzt haben.

Und nun gehts unaufhaltsam rückwärts. Am 18. Juli stehen die Oesterreicher bei Stuttgart, einen Monat später bei Ingolstadt in Bayern. Allein nun geht der Oberbefehl

an Erzherzog Karl über, der die Truppen durch die Oberpfalz an den Main dirigiert, um durch die Mainegend vordringend, den Rhein wieder zu gewinnen.<sup>1</sup>

Am 3. September schlug Erzherzog Karl den französischen Feldherrn Moreau in der Schlacht bei Würzburg. Schmiel machte die Affaire im Stabe des Generals Keim mit: „Die Bataille so schön, als ich noch keine gesehen.“ Ende September ist der Rhein erreicht, und in einem Augenblick der Ruhe eilte Schmiel nach Frankenthal, seine Jakobine wieder zu begrüßen. „Göttlicher Augenblick.“

Bald legte sich die Armee vor die Festung Kehl. Hier war es in einem heftigen Kampfe vom 2. Januar 1797, daß Schmiel von einer 16-löthigen Kartätschenkugel an den Leib, von einer Flintenkugel an den rechten Arm getroffen wurde. Beide Geschosse waren indessen nicht mehr kräftig genug, eine Verwundung herbeizuführen; es blieb bei schmerzhaften Kontusionen. Wenige Tage nachher erhielt auch der rechte Fuß eine Kontusion auf den Zehen durch eine 6-löthige Kartätschenkugel.

Noch einmal wird es Schmiel möglich, seine Jakobine zu sehen. Im Februar konnte er auf einem mehrtägigen Urlaub von Pforzheim aus Frankenthal erreichen. Allein neben der Freude des Wiedersehens erneuert sich die alte Betrübniß: der Vater beharrt auf seinem Entschiede, das zukünftige Leben seiner Tochter nicht an das ungewisse Schicksal eines jungen, im Felde stehenden Offiziers zu knüpfen. Das einzige, was erreicht werden konnte, war das Versprechen, daß er Jakobine zu keiner ihr nicht zusagenden Ehe zwingen werde. Wie Schmiel nach Pforzheim zurückkehrt, trifft der Befehl zum Rückmarsch der Armee

---

<sup>1</sup> In dieser Zeit gelang es Schmiel, auf einem einsamen Ritte bei Holzhofen (Mittelfranken) zwei feindliche Chasseurs gefangen zu nehmen; das eine Pferd behielt er als gute Beute.

ein. Nun ist sein Entschluß gereift: Er reicht (5. April) sein Entlassungsbegehren beim Regimentskommando ein.

Ohne erst die Antwort abzuwarten,<sup>1</sup> begibt er sich nach Stuttgart und Ludwigsburg, um sich dort nach einer Zivilstelle umzusehen; allein man erklärt ihm, daß er als Ausländer und Katholik keine Aussicht habe. Zu dieser Enttäuschung gesellt sich die andere, schwerere, daß Jakobine ihm durch einen Brief meldet, daß der Vater ihr nichts zu hoffen übrig lasse.

Und noch einmal sucht er die Geliebte auf, genießt nochmals das Glück eines kurzen Beisammenseins mit ihr, und löst sich wieder, von neuer Pein gequält. „Für mich ist eben nichts mehr auf der Welt.“ — „Sehr übel; ach Gott, ich bin ganz schwermütig, ich bin ein unglücklicher Mensch.“ — „Ach es ist schrecklich, was ich leide.“

So lauten die unaufhörlichen Klagen, und die Briefe, die er in rascher Folge von Frankenthal erhält, sind nicht dazu angetan, ihn aufzurichten. Er wird von körperlichem Unwohlsein befallen, bekommt mehrmals Zufälle; kurz, er befindet sich in einem schrecklichen Zustande, umsomehr, als man ihm berichtet, seine Braut sei überredet worden ihm zu entsagen, und all ihre Verwandten seien gegen eine Verbindung mit ihm.

So faßt er denn den Entschluß, mit seiner Vergangenheit völlig zu brechen und in fremdem Lande ein neues Leben zu beginnen. Längst ist ihm wie so vielen, denen die Heimat die Erfüllung ihrer Wünsche versagte, die Schweiz als das begehrenswerte Land erschienen, wo ein

---

<sup>1</sup> Die Entlassungsurkunde wurde erst am 12. Juni ausgestellt: „Daß selber aus keiner andern Ursach als bloß wegen Verbesserung seiner Umstände, um Entlassung aus denen k. k. Diensten daß bittliche Ansuchen gemacht hat.“

Leben in der Freiheit nach eigenem Wunsche möglich ist. Dahin will er ziehen.

Er verkaufte sein Pferd und die übrigen entbehrlichen Sachen, schickte seinen Mantelsack nach Schaffhausen voraus und brach dann am 6. August früh 4 Uhr in Begleitung eines Chirurgen Keutsch zu Fuß von Ludwigsburg über Stuttgart nach dem Süden auf, wolversehen mit Rekommandations schreiben, die ihm sein Gönner Prof. Jakobi in Freiburg auf seine Bitte bereitwillig ausgestellt hatte.

### Unter der helvetischen Revolution.

Schon am 9. August abends rückten die beiden Wanderer in Schaffhausen ein und nahmen im Gasthause zum „Löwen“ Quartier. „Die Wirtsleute Karten gespielt und brav gezecht, überhaupt ließt man auf allen Gesichtern Frohsinn und Munterkeit, Patriotismus blüht überall herum; hier spricht man schon durch die Kehle.“

Am andern Tage bewunderten die Wanderer den Rheinfall und fuhren dann den Rhein hinunter bis Eglisau, von wo sie sich nach Zürich wandten. Die Stadt mit dem See machte ihnen einen großen Eindruck. „Hier fehlt es mir an Worten, die prächtige Vue zu schildern, die der Anblick des See's gewährt.“ Natürlich interessiert den Offizier auch das Zürcher Militär. „Die Stadt Schützen und Artillerie grad, als wir ankamen, exerciert, sie feuerten vortrefflich, die Uniform der Artillerie ist dunkelblau und roth, Miliz hechtgrau und roth; die Weibels (Gerichtsdienner) haben quer getheilte Röcke, halb weiß, halb blau, auf der weißen Seite ist ein blauer Ärmel und vice versa.“

— „Schöne Gebäude, auch die Bibliothek, unter welcher der sog. Gesundbrunnen steht; in diesem wird das Schwefelwasser durch den See aus dem Boden gepumpt mittelst eines eisernen Stangenwerks, das durch ein Rad an der untern Brücke getrieben wird.“

„Wolfeil gelebt. Der Schoppen köstlichen Weines kostet 6 Kr. und ein herrliches Mittagessen samt 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Schoppen 2 fl. 42 Kr.“ Er will Joh. Casp. Lavater besuchen, der aber in den Bädern zu Baden weilte.

Er läßt sich dann zu Ehegerichts-Hauptmann Waser führen, um mit ihm wegen einer Anstellung zu sprechen; allein dieser machte ihm wenig Hoffnung. Deshalb brach er mit seinem Begleiter, dessen Ziel Bern war, andern Tags auf. Über Mellingen, wo viele französische Emigrirte, namentlich Geistliche waren, kamen sie ins Berner Gebiet. „Hie zu Lande sind gute Straßen, gute Brunnen, und den Leuten sieht man das Unabhängige an den Mienen an.“ Über Lenzburg gings nach Sool [Suhr], über Rothrist nach Herzogenbuchsee, dann von hier über Burgdorf nach Bern (14. August). „Unterwegs sah ich zum erstenmal die hohen Alpen und Gletscher. — <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stund vor der Stadt gingen wir rechts ab von der Chaussee und in das Camp, wo ungefähr 500 Mann Artillerie meistens Offiziere, ein Lustlager haben.“ Hier trifft Schmiels Begleiter Keutsch seinen Vater, der als Bat.=Chirurg der Artillerie ebenfalls im Lager stand. „Die Artillerie schießt vorzüglich; blau und rot mit gold montiert; die Stadt=Infanterie roth mit schwarz, weiß vorgeschossen. — Abends bei Sonnenuntergang eine prächtige Aussicht in die Gletscher gehabt; sie waren feuerroth wie wenn sie brennten, zum Entzücken.“

In der Stadt Bern fallen ihm u. a. die Lauben und die Brunnen auf.

Am 18. August besucht Schmiel den Schultheißen Nikl. v. Steiger, um ihn anzufragen, ob er wohl hier im Lande bleiben dürfte, und zugleich um Rat zu bitten, wie er sich am besten durchbringen könnte. Dem an monarchische Verhältnisse Gewöhnten fällt es natürlich sehr auf, daß sich beim Schultheißen des mächtigen Standes Bern auch Bauern im Hemd zur Audienz einfinden. Steiger weist den Schutzlehenden an den Stadtschreiber Morloth, der ihn dann sehr freundlich empfing und zu helfen versprach. Er lud ihn wiederholt zu seinen Mahlzeiten ein und ließ sich seine Lebensumstände ausführlich darlegen. Der Eindruck scheint günstig gewesen zu sein, denn Morloth faßte Zutrauen zu dem jungen Fremden und übergab ihm die Besorgung von Korrespondenzen und Abschriften. Durch Morloth und die familie Keutsch wurde Schmiel in verschiedene Berner familien eingeführt. Spaziergänge in die schöne Umgebung Berns machten ihn allmählich mit der neuen Heimat bekannt.

Eine Anstellung fand sich endlich im Herbst; durch Morloth's Vermittlung erhielt er eine Art Hofmeisterstelle bei frau von Erlach zur Erziehung ihrer Kinder. Diese frau war die Tochter des Niklaus Albrecht von Effinger von Wildegg und wohnte mit ihren Kindern zunächst noch auf ihrem Landsitze in Kiesen. Mit dem Gatten war sie in der Scheidung begriffen. Von den Kindern nennt er Fritz einen „schlimmen ungezogenen gottlosen Jungen“, über den ihm allerdings plein pouvoir erteilt wurde; die Schwester Adele bezeichnet er als sehr stolz, mit steinernem Herzen. Beiden hatte er den gesamten Unterricht zu erteilen: Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte, besonders der Schweiz, Geographie, französisch und Moral. So war die Zeit des Tages durch die Kinder völlig in Anspruch genommen; nachts wurde meist gespielt. Doch fand er auch reichlich

Zeit zu Studien, oder er las der Frau von Erlach vor. „Sie ist ein wahrhaft seltenes Weib, von soviel Kenntnissen kenne ich keine mehr.“ Schmiel nahm bald eine Vertrauensstellung bei ihr ein.

Im Laufe des Herbstes wurde das Gut in Kiesen verkauft, die Familie siedelte nach Bern über; und so kam Schmiel in den Mittelpunkt des bewegtesten politischen Lebens. Denn mit dem Spätherbst 1797 trat die Schweiz in die eigentliche Revolutionsperiode ein.

Schmiels Tagebuch spiegelt die Ereignisse und die aufgeregte Stimmung jener Zeit getreulich wieder.

Ende November reist Bonaparte durch Bern; 140 Kanonenschüsse verkünden seine Ankunft, doch hält er sich nicht auf. Mitte Dezember erregt die Nachricht, daß die Franzosen das Münstertal besetzt haben, große Sensation. Räte und Bürger werden auf das Rathaus zitiert, Truppen marschieren an die Grenze; die Unruhe nimmt täglich zu.

Bald darauf ergeht die Verordnung, daß alle Fremden die Schweiz zu verlassen haben. Doch hofft Schmiel, daß er bleiben könne, weil er eine feste Stelle habe.

Aus Aarau kommt die Kunde, daß die Tagsatzung die Erneuerung des Bundesschwurs beschlossen habe. —

Das neue Jahr trifft ihn in wenig zuversichtlicher Stimmung: „mir scheint die Unglücks Epoche für die Schweiz fängt nun an“ — „man zweifelt hier nicht mehr am Kriege“. „Einige Bürger sind schon wegen französischer Meynung verhaftet worden.“

In den nächsten Tagen laufen die ersten Meldungen aus dem Waadtlande ein, welches sich immer schwieriger zeige und der Empörung entgegentreibe. Am 25. Januar: „Postwagen von Lausanne gekommen, auf welchem der Bär im Wappen durchgestrichen und durch das Freiheitswappen ersetzt war, während die andere Seite die Auf-

Schrift trug: République lémanique“. Zugleich trifft die Kunde von der Unabhängigkeitserklärung ein.

Auch in Bern ist eine lebhafte Bewegung im Gange, welche auf die Änderung der eigenen Verfassung abzielt. Dragoner sind in die Stadt eingerückt. Viele Leute beginnen zu flüchten. Aarau ist abgefallen (1. Febr.) und hat sich für Frankreich erklärt.

Unterdessen ist Menard im Waadtland eingerückt. Die Berner Truppen besetzen die Grenze; in ihren Reihen stehen auch die Brüder der Frau von Erlach: Rudolf, Albrecht und Sigmund v. Effinger, von denen sich besonders Rudolf Emanuel einen Namen gemacht hat. Er hatte auch im österreichischen Heere gedient und wurde nun in der Heimat stets nur nach seinem Obergeneral „der Wurmser“ genannt. Schmiel schildert ihn als groß, schön und voll körperlicher Geschicklichkeit, dagegen roh und wild und nicht gebildet wie Albrecht.<sup>1</sup>

„Alles freut sich über die Kriegserklärung, nur ich nicht, denn ich weiß, die Sachen werden nicht gehen, wie sich die Herren vorstellen“ heißt es am 3. Februar.

Dies kurze Urteil bekundet eine richtige Schätzung der Verhältnisse. Doch überrascht es uns bei Schmiel nicht; denn den Elan und die Siegeszuversicht der französischen Bataillone hat er reichlich kennen gelernt, und ebenso wird ihm nicht entgangen sein, daß das bernische Heer nicht die überragenden Qualitäten besaß, um die kriegsgewohnten Feinde auf die Dauer überwinden zu können. —

Auf die alarmierenden Nachrichten aus dem Aargau hin fand die Familie Effinger, vor allem der „Oberherr“,

---

<sup>1</sup> Rudolf (1771—1847) wurde 1805 Dragoner-Oberst, 1813 Kommandant der Bernertruppen, 1815 eidg. Brigadier und gehörte 1816 bis 1821 dem Berner Kleinen Räte an. Er starb auf seiner Besitzung Schloß Wildenstein im Aargau.

der Vater, für nötig, eine zuverlässige Persönlichkeit nach Wildegg zu senden, damit sie dort zum rechten sehe. Da die jungen Effinger im Felde standen, wurde Schmiel zu der verantwortungsvollen Aufgabe ausersehen, ein deutliches Zeichen, wie hoch man ihn schätzte.

Am 11. Februar reiste er mit der Post nach Wildegg, war also während der kriegerischen Ereignisse zu Anfang März nicht in Bern. Seinen Zögling gab die Frau v. Erlach nicht mit, da sie besorgte, ihr Mann möchte ihn zu sich holen.

In Wildegg durchsuchte Schmiel zunächst das Archiv und packte die wichtigsten Schriften zusammen, um sie über Sädingen nach Deutschland zu schicken. Die Überführung der Kisten mit den Wertschriften besorgte der Verwalter des Gutes, ein deutscher Edelmann namens Furtenbach.

Schon am zweiten Tage seiner Anwesenheit in Wildegg machte Schmiel eine für ihn wichtige Bekanntschaft: er wurde bei dem Fabrikanten Joh. Rud. Dolder und seiner Frau eingeführt. Dieser stammte aus Meilen, wo er 1753 als Sohn unvermögliher Eltern geboren worden war; aus eigener Kraft hatte er sich zu bilden gesucht und sich nach einer Reise in Frankreich in der Hellmühle niedergelassen, jenem Weiler, der heute nach dem Schlosse den Namen Wildegg trägt, und war Bürger zu Möriken geworden, zu welcher Gemeinde die Hellmühle gehörte. Er leitete hier eine Kattunfabrik. Die Bekanntschaft mit Dolder, dem ja noch eine große politische Rolle zugebracht war, ist für Schmiels Lebensgang von entscheidender Bedeutung geworden.

Dolder war ganz französisch gesinnt und besaß bereits einen „Sauve-gardebrief“ von Mengaud, dem französischen Gesandten. Hier bekam Schmiel auch viele Zeitungen zu lesen und konnte sich auf diese Weise mit den Zeitereignissen

fort und fort bekannt machen. Bei Dolder lernte er auch den Fabrikanten Joseph Vaucher von Niederlenz kennen, „einen der ersten Revolutionären“.

Es ist interessant zu sehen, wie der landesfremde Aristokrat und oesterreichische Offizier von Schmiel im Dienste und in der Freundschaft einer aristokratischen Berner Familie alsgemach ins Lager der Demokraten, der Patrioten hinübergleitet. Er liest bei Dolder die Schrift des Luzerner Staatschreibers Heydegg: Was ist eine Volksregierung?, die von Bern aus verboten sei, „obwohl sie sehr gut gemacht ist“. Er lernt im benachbarten Schlosse Wildenstein den Landvogt Sinner kennen; „nie hab ich noch in meinem Leben besser Gelegenheit gehabt, die Wirkungen der Leidenschaften einzelner Männer in einem Staate auf das Ganze so zu übersehen wie hier. Der L[andvogt], obgleich ein höflicher Mann, will doch von der neuen Ordnung der Dinge nichts hören und ich glaube, der beste Mann bey andern Umständen würde nun, da es persönliches Interesse gilt Tausende morden lassen, vielleicht selbst den Stahl in das Herz des Bruders tauchen können, ohne nicht im geringsten zu zweifeln, er fechte für das Wohl des Vaterlandes und bleibe treu den Grundsätzen Tells.“

So bittet er auch Dolder, wenn er wieder an eine Persönlichkeit in der Umgebung Mengauds schreibe, er möchte doch seiner erwähnen. —

Indessen lauten die Berichte von der Westgrenze immer bedrohlicher. Die Mannschaft aus dem Amt Lenzburg ist am 1. März abgerückt. In Bern arbeitet man an einer neuen Konstitution, und auch der Thurgau hat revoltiert. Dann hört man zwischen hinein, mit den Franzosen sei Friede gemacht worden, dagegen am folgenden Tage: sie seien in Solothurn. Am 4. März blieb die Post aus; man sah in der Richtung über Aarau brennen und es

hieß, die Oltener Brücke sei abgebrannt.<sup>1</sup> Am 6. abends kam erst die kurze Nachricht von der Katastrophe, die Bern tags zuvor betroffen habe, und bald sieht man einzelne Abteilungen der Truppen, die sich in ihre Heimat begeben.

Auch am 8. kommt noch keine Post. Man ist noch ohne Kenntniss der Einzelheiten vom 5. März; dagegen am 9. endlich treffen ausführliche Berichte ein.

Nun errichtet man auch in der Hellmühle einen Freiheitsbaum vor dem Wirtshause. Alles will jetzt patriotisch gesinnt erscheinen, sogar der Schaffner auf dem Schlosse. Reden wurden gehalten, Proklamationen verlesen, und dann zogen die Leute nach Niederlenz und errichteten zwei Freiheitsbäume; wie auch andern Tags in Möriken, indessen Dolder und Vaucher zu Mengaud nach Basel reisten, um sich für einen Kanton Aargau zu verwenden; sie wurden auch sehr wohl aufgenommen. „Herr D [older] steckt mit Leib und Seel in dem Wesen.“

Indessen zogen nun die Franzosen in die Schweiz, in den Aargau ein; auch Wildegg bekam Einquartierung. Doch suchte Dolder bei General Schauenburg in Solothurn zu erlangen, daß der Aargau möglichst von Truppen verschont bleibe, und in der That gab der französische Oberbefehlshaber seine Zusicherungen, und die Franzosen rückten zum Teil ab.

Am 19. März fanden die Wahlen in die aargauische Repräsentanz statt: in Wildegg-Möriken wurden einstimmig Vogt v. Holderbank und Dolder gewählt. Dolder wurde bald nachher (5. April) nebst Vaucher und zwei Andern als Vertreter des Kantons in den helvetischen Senat abgeordnet.

---

<sup>1</sup> Angezündet von den Umwohnern, die sich auf diese Weise vor den Franzosen glaubten schützen zu können.

Es ist klar, daß Schmiel alle diese Vorgänge mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Meist widmet er ihnen eine kurze Bemerkung in seinem Tagebuch. Anderes dagegen, wie die Kämpfe gegen die innern Kantone Ende April und anfangs Mai, sind in den Notizen völlig übergangen. Dann schrieb er einen Bericht „Über die zwischen Frankreich und der Schweiz vorgefallenen Feindseligkeiten“ in Poffelts Zeitung.<sup>1</sup> Zeit genug hatte er ja dazu. Er verwendete sie auch zu Streifereien in der Umgegend, er wanderte nach Schenkenberg, nach Brugg und Windisch, „wo noch die Überreste eines Amphitheaters zu sehen sind.“ Er begann Clarinette zu spielen, erledigte seine Korrespondenzen und knüpfte auch die seit seinem Abgang von der oesterreichischen Armee mit der Heimat völlig abgebrochenen Beziehungen wieder an. Dagegen mußte er von seiner Jakobine erfahren, daß sie sich mit dem Handelsmann Späth in Frankenthal verheiratet habe. Wohl mag er den Gedanken, sie noch einmal zu besitzen, längst aufgegeben haben; doch wenn er sich der mit ihr verlebten schönen Stunden und bangen Zeiten erinnerte, vielleicht auch erwog, was er ihretwegen aufgegeben hatte, mag ihn die Nachricht wohl geschmerzt haben. „Der Streich von J. betrübt mich doch sehr.“ Für den Augenblick war es wohl auch keine Milderung, wenn man ihm zugleich schrieb, sie habe sich durchaus verändert. Er erbittet sich sein Portrait zurück und schickt ihr auch das ihrige. —

Das Jahr 1799 brachte ihm eine etwas veränderte Stellung. Frau von Erlach war nun von ihrem Manne geschieden und Schmiel wurde „Vogt“ für sie und ihre Kinder. Zwar hatte auch Dolder ihm eine Sekretärstelle

---

<sup>1</sup> Poffelts Allgemeine Zeitung (zuerst: Weltkunde) erschien in Hamburg.

antragen lassen; allein er fühlte sich doch der familie verpflichtet, die ihm bisher Unterschlupf gewährt hatte. So reiste er am 23. und 24. März wieder nach Bern zurück. Seine Wohnung nahm er in der „Wegmühle“ zu Bolligen, der Besizung der frau von Erlach. Wieder bedrohte auch ihn der Ausweisebefehl, den die helvetischen Behörden gegen alle Ausländer erließen (10. April); da aber Dolder sich für ihn verbürgte, ging der Schrecken auch diesmal an ihm vorüber. —

Wenige Wochen nachher trat Dolder ins helvetische Direktorium ein (11. Mai) und nicht viel später verlegte diese Behörde ihren Sitz von Luzern nach Bern (31. Mai).

Beide Ereignisse waren wiederum für Schmiel von großer Wichtigkeit. Dolder, in dessen nächster Nähe er sich nun befand und der eine so einflußreiche Stellung einnahm, wußte Schmiel allmählig immer mehr an sein Interesse zu fesseln und führte ihn in die offiziellen Kreise der Helvetik ein.

Zunächst erhielt er Dolders Korrespondenz zu besorgen, namentlich mußte er die vielen Gratulationen, die dieser erhielt, beantworten. Sodann schrieb er, wohl auf Dolders Veranlassung, eine Schrift über die damaligen Zustände: Ein Wort an die Schweizer!, welche nicht nur Dolders sondern auch Laharpes Beifall fand und durch Dolder in der National-Buchdruckerei von Hrsh. Geßner zum Drucke gebracht wurde. Auch schrieb er in Zschokkes Schweizerboten, den Geßner druckte; von ihm stammt die Erzählung von der letzten Revolution (Nov. 1799). —

Inzwischen hatte sich Schmiels Verhältnis zur familie v. Erlach doch gelöst. Die Erziehung der beiden verwöhnten oder schlecht gezogenen, jedenfalls aber sehr unartigen Kinder hatte keine fruchte getragen und war ihm zuwider geworden. Doch blieben die freundschaftlichen Beziehungen zu frau v. Erlach ungetrübt bestehen. Dolders

Vorschlag, eine Stelle auf dem Bureau des Kriegsministeriums anzunehmen, kam ihm da nicht unerwünscht. Er meldete sich (20. September) beim Minister Lanther, der ihn sogleich einstellte. Seine erste Tätigkeit war Übersetzerarbeit, damit er die Geschäfte kennen lerne. Sein Bureauchef war der Waadtländer Henri Jomini, der nachmalige General und Militärschriftsteller; er stellte sich jedoch mit dem um fünf Jahre jüngern Vorgesetzten nicht besonders gut; „er ist sehr grob; der Minister meint, Jomini sei ein naseweiser Mensch“.<sup>1</sup> Bald war Schmiel selbst Chef des Bureaus.

Hatte Schmiel schon durch die Familien Effinger und Erlach Gelegenheit genug gehabt einen großen Bekanntenkreis zu gewinnen, so bot ihm die neue Stellung noch reichern Anlaß dazu. Mit Dolder blieb er in enger Verbindung, und gerade durch ihn lernte er einen großen Teil der helvetischen Staatsmänner, wie auch viele Glieder der Berner Gesellschaft kennen. Gleich ihm hatten noch so viele andere Ausländer den gastlichen Boden der Schweiz aufgesucht, und mancher unter ihnen hatte sich in der Zentrale des neuen Staatswesens niedergelassen. So wundert man sich auch nicht, Schmiel gelegentlich im Kreise Heinrich von Kleists und Heinrich Zschokkes zu finden. Mit Dr. G. Friedr. Hofmann aus dem Breisgau, der ebenfalls Ministerialsekretär war, und Ferd. Huber, einem deutschen Publizisten, gab er seit März 1801 die Helvetische Zeitung („Hubersche Zeitung“), heraus, die aber schon Ende August infolge von Intriguen ihr Erscheinen einstellen mußte. Auch bei dem Stuttgarter Bildhauer Professor Valentin Sonnenschein (1749—1816), der erst in Zürich gewirkt hatte und nun seit 1779 sich in Bern aufhielt, war er oft

---

<sup>1</sup> Allerdings änderte sich Lanthers Urteil über Jomini später völlig zu dessen Gunsten.

zu Gaste. Hier lernte er dessen Tochter Regine kennen, für die er bald eine herzliche Zuneigung faßte, so daß er ihr seine Hand anbot (9. November 1800).

So geschah es fast von selbst, daß der fremde Mann in Helvetien sich immer heimischer fühlte; eine nicht geringe Anpassungsfähigkeit kam ihm dabei zu statten. So sehr hatte sich der oesterreichische Aristokrat in die unitarisch-demokratischen Anschauungen eingelebt, daß er schon anfangs 1800 niederschrieb: „es heißt, die Mehrheit im Vollziehungsausschuß stimme für den foederalismus. Weh uns, dann geh' ich!“ Allein verankert war sein Schifflein noch keineswegs. Weder mochte die Besoldung von monatlich 120 fr. genügen, insbesondere, da sie nicht einmal regelmäßig ausbezahlt wurde; noch konnte er, zumal als Nichtschweizer, seine Stellung bei den Schwankungen, denen das politische System der helvetischen Republick ausgesetzt war, als gesichert betrachten.

Da kam unvermutete Hülfe.

Durch den Frieden von Lunéville (9. Februar 1801) war das Fricktal von Oesterreich an Frankreich gekommen. Frankreich gab die Absicht kund, die Talschaft mit Helvetien zu vereinigen, zögerte aber einstweilen die Ausführung hinaus, da es auf eine Gegenleistung erpicht war. Diese Zwischenzeit benutzten einige Bürger des Fricktals, an ihrer Spitze Dr. Sebastian Fahrländer, um aus dem Gau ein selbständiges Staatswesen unter Frankreichs Schutz zu machen, welches dann nach ihrer Meinung beim Übergang an Helvetien ein besonderer Kanton bleiben sollte. Indem Dr. Fahrländer diesen Plan betrieb, sah er sich öfters nach Bern geführt, wo auch der französische Geschäftsträger zu finden war. Durch Dr. Fahrländer erfuhr Schmiels Gefährte Hofmann und durch diesen auch Schmiel, daß man im Fricktal leicht und billig zu einem Gemeindebürgerrecht gelangen könne,

und wirklich befand er sich schon am 29. März 1801 im Besitz des Bürgerbriefs von Leibstatt; der Preis hatte 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Louisd'or und <sup>1</sup>/<sub>2</sub> Louisd'or Spesen betragen.

Nun war eine gewisse Gewähr vorhanden, mit dem Fricktal in absehbarer Zeit die schweizerische Staatsangehörigkeit zu erlangen. Und so tat Schmiel nun auch den doppelten Schritt: er eröffnete dem Prof. Sonnenschein seine Absicht auf Regine, und er bewarb sich bei den Behörden um einen militärischen Grad. Beides führte zum Ziele. Prof. Sonnenschein gab ihm seine Einwilligung zur Verlobung; und am 27. Mai 1801 wurde er auch zum helvetischen Hauptmann ernannt. —

Im Herbst dieses Jahres hatte Schmiel Gelegenheit ein größeres Stück seines neuen Vaterlandes kennen zu lernen. In der Begleitung des Dr. Fahrländer, mit dem er kurz zuvor persönlich bekannt geworden war und den er wiederholt als wackern, aufgeklärten Mann bezeichnet, und eines andern Gefährten, reiste er ins Berner Oberland, überschritt die beiden Scheideggen und erstieg die Grimsel, wo noch — nach mehr als zwei Jahren — Knochen und Schädel umherlagen, stumme Zeugen der Kämpfe der Oesterreicher und Franzosen im Sommer 1799. Dann stiegen die Reisenden ins Wallis hinunter, gelangten über den Auseren ins Bedrettal, über den Gotthard nach Uri und kehrten über Luzern und durch das Entlebuch nach Bern zurück. Wenn auch Schmiels Tagebuch lediglich die Route verzeichnet, so darf doch ohne weiteres angenommen werden, daß der kriegsgewohnte Offizier sich aufs lebhafteste um die Ortlichkeiten interessierte, an denen vor zwei Jahren die heftigsten Kämpfe stattgefunden hatten. —

Mit Beginn des Jahres 1802 tat sich plötzlich mehr als eine neue Aussicht auf: Die Frau von Erlach wollte

Schmiel wieder für ihre familie gewinnen und zwar in günstigerer Stellung als früher; sodann wurde ihm ein militärisches Kommando angetragen (er sollte die 1. Division erhalten); und endlich bot ihm Dr. Fahrländer, der damals als Diktator des Fricktals sich am Ziele seiner Wünsche sah, die Stelle des Bureauchefs der fricktalischen Verwaltungskammer an.

Er entschloß sich, ins Fricktal zu gehen.<sup>1</sup>

Am 12. März verreiste er mit Dr. Fahrländer über Balstal nach Rheinfelden, und schon am 16. begann die Organisation des neuen Kantons. Am 17. und 18. wurden die Gemeinderäte von Laufenburg und Rheinfelden gewählt, und in der Zeit vom 22. März bis zum 22. April hatte Schmiel einen großen Teil der Dorfgemeinden des Fricktals zu organisieren.

Dann aber beurlaubte er sich und reiste nach Bern, um sich zu vermählen. Am 26. April wurde er mit Regina Sonnenschein in Belp getraut und zwei Tage nachher brachte er seine junge frau in seine Wohnung nach Laufenburg.

Nun hatte er die noch übrigen Gemeinden des Fricktals zu organisieren, indem er sie versammelte und Gemeindevorsteher wählen ließ. —

Mit Beginn des Monats Juni ist Schmiel von neuem auf dem Weg nach Bern,<sup>2</sup> diesmal als Glied einer Deputation der Fricktaler, welche in der Hauptstadt den französischen Minister Verninac, den französischen General Montrichard, sowie Dolder aufzusuchen und um ihre Ver-

---

<sup>1</sup> Kriegsminister Lanther bezeugt am 11. März 1802: „Daß B. Schmiel dem Secretariat meines Departements während 30 Monaten als Chef vorgestanden ist, durch seine Talente und unermüdlischen Fleiß sich ungemein empfehlungswürdig gemacht hat.“ Nachlaß Schmiel.

<sup>2</sup> s. Burkart S., Geschichte der Stadt Rheinfelden p. 601.

mittlung zu bitten hat. Es handelt sich um die Regelung des Verhältnisses zwischen den Landständen und der Verwaltungskammer des Frichtals. —

Von der Mitte des Juli bis zur Mitte des September hat Schmiels Tagebuch eine Lücke. In dieser Zeit muß sich etwas ereignet haben, was ihn bewog, das Frichtal wiederum zu verlassen. Was es war, läßt sich kaum vermuten. Jedenfalls lag kein Zerwürfniß mit Dr. Fahrländer vor; denn eine spätere Zeit zeigt sie als eng befreundet. Aber vielleicht erschien ihm Fahrländers Stellung, von der die seinige abhing, zu wenig gesichert;<sup>1</sup> oder er war vielleicht einem neuen Rufe Dolders gefolgt. Mit dem 14. September, d. h. in dem Zeitpunkt, da das Tagebuch wieder einsetzt, ist Schmiel wieder in Bern und zwar, wie es scheint, an seiner frühern Stelle als Sekretär des Kriegsministeriums, zugleich in enger Verbindung mit Dolder.

Hier in Bern und in der Schweiz hatten sich inzwischen wichtige Dinge zugetragen, an die hier nur kurz erinnert werden soll.

Der französische Konsul Bonaparte hatte im August endlich seine Truppen aus der Schweiz zurückgezogen. Das war für alle mit der Helvetik nicht einverstandenen Teile der Bevölkerung das Zeichen zur Erhebung gegen die verhaßte Regierung. Es begann der Stecklikrieg, angefaßt zum großen Teil durch bernische Patrizier. Diese hatten sich in Verbindung gesetzt mit Dolder, welcher seit kurzem Landammann geworden war, und hofften mit seiner Hilfe

---

<sup>1</sup> Bekanntlich wurde dann Dr. Fahrländer am 4. Oktober von seinen Gegnern in seiner Wohnung in Laufenburg überfallen, aus dem Bett geholt und sollte vor Gericht gestellt werden. Mit französischer Hilfe wieder an die Spitze der Verwaltung gelangt, wurde er jedoch nochmals abgesetzt und des Landes (des Frichtals) verwiesen. Er hat sich dann in Narau niedergelassen, wo er 1840 gestorben ist.

die Freunde der Helvetik aus den obersten Behörden beiseitigen und durch Anhänger des Alten ersetzen zu können. Dolder wurde also eine Rolle zugemutet, die ein selbstbewußter Mann von vornherein abgelehnt hätte. Bei ihm aber überwog der Ehrgeiz die Prinzipientreue, und so schwankte er einige Zeit zwischen Wunsch und Pflicht hin und her. Diesen ihnen gewährten Raum nützten seine Genossen in den Behörden aus, um den unzuverlässigen Mann zu stürzen. Sie drangen in der Nacht vom 13. auf den 14. September in Dolders Wohnung ein, verhafteten ihn und entführten ihn auf das Schloß Jegistorf, wo er gefangen gehalten werden sollte.

Schmiel war von diesen Vorgängen am frühen Morgen kaum in Kenntnis gesetzt, als er schleunigst den französischen Gesandten Verninac um Vermittlung anging.<sup>1</sup> Dabei gab es sich, daß er — unbewußt — der Urheber eines diplomatischen Zwischenfalles wurde. Das Briefchen nämlich, durch welches er den Gesandten von dem Geschehenen in Kenntnis setzen wollte, warf er, da er sich überwacht sah, einer eben vorübergehenden, ihm bekannten Magd durchs Fenster zu, mit dem Auftrag, es an Professor Sonnenschein zur Besorgung zu überbringen. Dabei brach das Siegel, Schmiels Schwiegervater klebte den Brief mit einer Oblate zu und sandte ihn an Verninac. Dieser glaubte, der Brief sei von unbefugten Händen erbrochen worden, reklamierte bei den helvetischen Behörden wegen Verletzung des Briefgeheimnisses und erzwang ein Dekret des Senats zum Schutze der Postsachen.

Inzwischen hatte der Gesandte natürlich dafür Sorge getragen, daß Landammann Dolder wieder befreit und in seine Würde eingesetzt werde. Schmiel selbst ging am Nach-

---

<sup>1</sup> Das folgende nach Strickler, Akten der Helv. VIII 1152/53.

mittag des 15. September nach Jegistorf um Dolder zu holen, und am 16. trat dieser wieder in die Versammlung des Senates ein, als ob nichts geschehen wäre.

Unterdessen war der Aufstand im Aargau allgemein geworden, Aarau, Solothurn waren genommen, und die Insurgenten, geführt von Patriziern, rückten auch gegen Bern heran. Hier sah man sich außer stande, eine längere Verteidigung durchzuführen, und ließ sich auf Unterhandlungen ein. Schmiel erhielt den Auftrag, den Unterhändler der Aufständischen am Tore in Empfang zu nehmen und vor die Regierung zu geleiten. Dieser aber war kein anderer als Rudolf von Effinger von Wildegg, „der Wurmser“. Ein eigentümliches Wiedersehen.<sup>1</sup>

Es kam nun alsbald zur Kapitulation der Hauptstadt; die Regierung verließ andern Tags Bern, um sich nach Lausanne zurückzuziehen. Landammann Dolder war von einer starken Husarenabteilung begleitet; in seinem Gefolge befand sich auch Schmiel, und ihnen folgte Verninac. Noch mußte Schmiel, bevor Lausanne erreicht war, sich um dessen zusammengebrochenen Wagen bekümmern. In der Folge hatte er in Dolders Auftrag sich an der Front zu vergewissern, wie die Sachen stünden.<sup>2</sup> Allein nun folgten die Ereignisse Schlag auf Schlag. Es fiel Freiburg in die Hände der Aufständischen, einige Tage darauf wurden die helvetischen Truppen bei Murten geschlagen; Lausanne sah sich bedroht, und die Regierung rüstete zur Flucht über den See.

Da erschien (4. Oktober) General Rapp mit der Proklamation Bonapartes, welche die Vermittlung des Konsuls ankündigte.

---

<sup>1</sup> Berner Taschenbuch 1857 p. 245.

<sup>2</sup> Akten der Helvetik VIII 1303.

Die Helvetik war zu Ende.<sup>1</sup>

Während die Konsulta mit Bonaparte über den Winter in Paris die Neuordnung der schweizerischen Verhältnisse beriet, wirkten zu Hause vorläufig die bisherigen Beamten in ihren alten Stellungen. Vermutlich war es mit Schmiel nicht anders. Jedenfalls war er wieder in Bern; denn hier wurde ihm am 28. Februar 1803 ein Knäblein geboren.

Am 19. Februar war die Mediationsverfassung proklamiert worden und mit ihr war der neue Kanton Aargau erstanden.

Sein erstes Oberhaupt war der letzte Landammann der helvetischen Republik, J. R. Dolder, der mit dem größten Eifer die Einrichtung des neuen Kantons betrieb: zunächst als Haupt der Regierungskommission, für welche Stelle ihn Bonaparte selbst bezeichnet hatte; dann, als die Übergangszeit beendigt war, d. h. seit dem 26. April, als Präsident der neuen Regierung, als Landammann.

Für Schmiel scheint es das Gegebene gewesen zu sein, daß er seinem Gönner Dolder in den Kanton Aargau und nach Aarau nachfolgte. Da das Fricktal mit dem Aargau vereinigt war, so war er nun auch Bürger dieses Kantons. Hier konnte er der Unterstützung Dolders gewiß sein, und ebenso durfte er auf die Förderung anderer Männer hoffen, mit denen er in den vergangenen Jahren bekannt geworden war und die nun hier in Amt und Würde oder sonst in angesehenener Stellung waren: Oberstl. J. J. Herzog v. Effingen, den er von Bern her kannte; Ludwig May von Schöstland, Regierungsrat und Chef des Militärwesens, der die Effinger häufig in Wildegg besucht hatte; auch sein Genosse von

---

<sup>1</sup> Mit der Mitteilung vom Eintreffen Rapps und der Katastrophe Dr. Fahrländers vom gleichen Tage schließt das Tagebuch.

Bern, Hofmann stand hier als Rektor der neugegründeten Kantonschule vor.

Schon am 26. Mai beschäftigte sich die Regierung mit einem Gesuch des N. Schmiel und des Druckers Baf um Gewährung eines Privilegs für die Herausgabe eines aargauischen Kantonsblattes (Amtsblatt). Das Privileg wurde ihnen auf 6 Jahre auch gewährt und nach Ablauf dieser Zeit für eine zweite Periode erneuert.

Allerdings hätte dies für Schmiel und seine Familie unter keinen Umständen genügt; er mußte seine Existenz auf soliderem Boden zu begründen suchen. Doch brauchte er nicht lange für seine Zukunft in Sorge zu sein. Eine Stellung eröffnete sich ihm, für die er in der That durch Vorbildung und Kenntnisse wie kaum ein zweiter berufen schien.

Eine der ersten Maßregeln nämlich der neuen Regierung des Kantons war die Errichtung einer Standeskompagnie von zirka 100 Mann als vorläufiger Militärmacht, bis die Miliz organisiert wäre. Am 22. Juni ward das Gesetz, welches diese Truppe ins Leben rief, erlassen; und am 12. Juli wurde zu ihrem Chef erwählt der gewesene helvetische Hauptmann J. N. v. Schmiel.

---

## Aargauischer Offizier.

Standeskompagnien waren eigentlich die Gardetruppen der aristokratischen Regierungen während der letzten Periode der alten Eidgenossenschaft gewesen; mit der helvetischen Revolution waren sie natürlich sofort verschwunden. Nun erweckte sie die Mediationszeit in Bern, Zürich, Freiburg, Basel wieder zu neuem Leben, und der Kanton Aargau schloß sich diesen Kantonen an.

Unsere Standeskompagnie<sup>1</sup> war eine stehende Truppe, über welche die Behörde jederzeit verfügen konnte; sie hatte den Wacht- und Ehrendienst in der Hauptstadt und auf der Festung Aarburg zu leisten, oder wo damals sonst irgend ein festliches Zeremoniell die Anwesenheit von Militär erheischte; vor allem aber hatte sie als Rahmen für die Milizen während der Zeit ihrer Instruktion zu dienen. Die gesetzliche Maximalstärke der Kompagnie betrug 150 Mann; doch ging der Etat nie bis zu dieser Zahl, weshalb auch die Kompagnie nur mit Mühe und Anspannung aller Kräfte ihren mannigfachen Aufgaben nachkommen konnte.

Ihr Kommandant war zugleich Platzkommandant der Residenz; ein Dekret schied seine Kompetenzen von denen der Polizeiorgane.

Ein „Reglement für die Disciplin und den Dienst der Aargauischen Kompagnie“ regelte mit seinen 91 Artikeln aufs Genaueste den Gang des Dienstes und das Verhalten

---

<sup>1</sup> Über die Standeskompagnie werde ich bei Gelegenheit eine kleine Arbeit veröffentlichen.

der Kompagnieangehörigen: „Allgemeine Regeln; von der Religion; von der Polizey in der Kaserne; von dem Gehorsam und der Disciplin; wie sich im Dienste zu verhalten ist.“ Zweifellos ist Hauptmann v. Schmiel der Verfasser gewesen.

Die wichtigste Aufgabe, welche der Standeskompagnie während ihres dreizehnjährigen Bestandes (1803—1816) zufiel, war die Teilnahme an der Niederwerfung des Aufstandes, den die Bewohner der Zürichseeufer im Frühling 1804 gegen ihre Regierung unternahmen. In der Schweizergeschichte ist dieser Aufstand unter dem Namen „Bockenkrieg“ bekannt.

Verschiedene Verwaltungsmaßregeln hatten in einem großen Teile der zürcherischen Landbevölkerung eine mächtige Aufregung hervorgerufen, die sich, als auch noch ein Huldigungseid verlangt wurde, in aufrührerischen Zusammentrottungen Luft machte.

Die Zürcher Regierung wie der Landammann der Schweiz, Rud. v. Wattenwyl von Bern, in Besorgnis, es möchten die Unruhen von Frankreich aus Anstoß und Unterstützung erhalten haben, taten was sie vermochten, um des Aufstandes so rasch wie möglich Herr zu werden. Allein weder in Zürich noch in irgend einem Kanton hatte man unter den völlig veränderten politischen Verhältnissen, wie sie die Mediationsverfassung schuf, schon die Organisation der militärischen Kräfte durchführen können. So waren die Behörden nun über die Kantonskompagnien froh, wie sie wenigstens schon Aargau, Bern, Freiburg besaßen. Diese Truppen, wozu noch zwei Berner Füsilierkompagnien kamen, eilten auf die erste Mahnung des Landammanns nach Zürich. Und sogleich setzte sich die zum Teil improvisierte zürcherische Militärmacht mit den genannten Hilfstruppen unter dem Oberkommando des

Obersten Jakob Christoph Ziegler am 28. März in Bewegung und zog in drei Kolonnen am linken Ufer des Zürichsees hinauf, nach dem Hauptherd der Bewegung, Horgen und Richterswil.<sup>1</sup>

Die Kolonne rechts, die über die Höhen zwischen dem Zürichsee und dem Sihltal hinmarschierte, bestand aus der Aargauer und der Zürcher Standeskompagnie. Sie führte eine 4  $\times$  Kanone mit sich und stand unter dem Kommando des Hauptmanns Schmiel. Ihr hatte sich auch der Oberkommandant Oberst Ziegler angeschlossen.

Während die beiden untern Kolonnen schon vor Horgen auf die Aufständischen stießen, drang Schmiels Abteilung ungehindert bis gegen Klausen (in der Richtung nach dem Dorfe Hirzel) vor. Hier erhielt die Truppe einige Schüsse aus Häusern und Gebüsch, konnte aber mit leichter Mühe die Schützen verjagen. Doch wurde bald das weitere Vorrücken gegen Hirzel unmöglich; denn jetzt sah sich die Abteilung, die aus kaum 150 Mann bestand, einer Überzahl von Scharfschützen gegenüber, welche nicht in geschlossener Abteilung im Felde standen, sondern hinter Bäumen, Hecken, Erderhöhungen zerstreut ihre Schießfertigkeit aufs beste ausnützten. So geriet Schmiel mit seinen Leuten in große Not; aber trotzdem die Verbindung mit den andern Kolonnen verloren gegangen, auf eine Unterstützung also nicht zu hoffen war, hielt er stand. Die größte Schwierigkeit bereitete die Kanone, die in dem weglosen, sumpfigen und von Hecken durchzogenen Gelände nicht fortbewegt werden konnte. Eine Schar von 10 bis 12 beherzten Aargauern eilte den Zürcher Kanonieren zu Hilfe, allein ihre Bemühungen waren umsonst. Schon war Schmiels Oberlieutenant Frey von Gontenschwil gefallen, auch in den

<sup>1</sup> Das folgende nach (David Nüscher), die Geschichte der Zürcher Artillerie in: Neujahrsblätter der Zürcher Feuerwerker 1862 p. 529 ff.

Reihen der Kompagnie hatte es empfindliche Verluste gegeben; und bei der Unmöglichkeit, den fast unsichtbaren Feind zu fassen, begannen einzelne Leute zu fliehen. Da gab Oberst Ziegler, der zu Pferd im feindlichen Feuer ausgehalten hatte, den Befehl zum Rückzug, der in guter Ordnung ausgeführt wurde. Die Kanone freilich blieb zurück und fiel dem Feinde in die Hände. Die Standeskompagnie hatte einen Offizier und acht Soldaten an Toten eingebüßt, sieben Mann waren verwundet. Das sind Verluste, die auf ein mutiges Ausharren schließen lassen, und so fand denn auch die Truppe und der Führer sowohl in Zürich als auch bei der heimischen Regierung alle Anerkennung.

Auch die beiden andern Kolonnen hatten sich nach anfänglichen Erfolgen nicht halten können, weshalb Oberst Ziegler am Abend mit seinem ganzen Korps wieder in die Stadt zurückkehrte.

Nach diesem Versuche, der mißlingen mußte, weil er mit unzulänglichen Kräften — bloß zirka 800 Mann — unternommen worden war, bot der Landammann der Schweiz neue Truppen auf, wie sie die Kantone in aller Eile aufstellen konnten. Oberst Ziegler erneuerte am 3. Mai mit bedeutend verstärkter Macht den Angriff und konnte diesmal ohne Schwertstreich die aufständischen Ortschaften besetzen; doch waren jetzt die Aargauer nicht dabei. Sie befanden sich seit dem 1. April in Winterthur und rückten, als die Hauptmacht vom linken aufs rechte Seeufer übergang, am 6. April nach Bärenswil vor. Hier waltete Hauptmann Schmiel als Platzkommandant mit aller Energie. Das zeigt sein Rapport ans Oberkommando vom 9. April:<sup>1</sup>

„Der Gemeinderat ist von mir suspendiert worden bis auf den Gemeindeammann, dem ich die Geschäfte der

---

<sup>1</sup> Zürcher Staatsarchiv M 1 1—8.

Einquartierung und Verpflegung übertrug. — — Dem Sekretär des Comités habe ich Gemeindefest angedeutet; es ist ein Erz-Revolutionär, verschmitzt, und war sehr tätig, obgleich er nichts von der Sache wissen will. — — — Die Entwaffnung ging äußerst hartnäckig vor sich: ziemliche Anzahl Gewehre und Degen. Allgemeine Entwaffnung angeordnet, da diese Gemeinde eine der bösesten gewesen.“

Um die Mitte des Monats April war der Aufstand völlig niedergeworfen und die Rädelsführer befanden sich in den Händen der Regierung. Dem Kriegsgericht, das über sie abzuurteilen hatte, sollte auch Hauptmann Schmiel angehören; er wurde dann aber, da er (aus unbekanntem Gründen) in Urlaub ging, durch einen andern Aargauer Offizier ersetzt.

Am 3. Juni kehrte unsere Standeskompanie wieder heim, nachdem sie zehn Wochen lang im Felde gestanden. Sämtlichen Teilnehmern ließ die Zürcher Regierung eine Ehrenmedaille überreichen. —

In Aarau wurde nun die Organisation der Milizen mit aller Macht betrieben. Chef des Militärwesens war Ludwig May von Schöftland (1770—1817), Mitglied der Regierung, der sich im sog. Stecklikrieg, durch welchen die helvetische Regierung gestürzt wurde, als Kommandant der Aufständischen im Aargau ausgezeichnet hatte und sowohl von der Berner Standeskommission als auch von der Tagsatzung zu Schwyz zum Obersten ernannt worden war.<sup>1</sup> Er errichtete zunächst einen Kriegsrat, welcher der Regierung als vorberatendes Organ für alle auf das

---

<sup>1</sup> Da Ludwig May von Schöftland die Brüder Effinger sehr oft besucht hatte, wenn sie sich in Wildegg aufhielten, so kann ihm Schmiel nicht unbekannt geblieben sein. — May war inzwischen von der Tagsatzung zum eidg. Obersten ernannt worden.

Militär- und Kriegswesen bezüglichen Angelegenheiten diente. Auch Hauptmann Schmiel war Mitglied des Kriegsrats (12. Juli 1804) und blieb es, als dieser nach drei Jahren reorganisiert wurde.<sup>1</sup>

Die Miliz-Infanterie wurde in sechs Bataillonen formiert, deren Kommandanten Oberstlieutenantsgrad hatten. Schmiel erhielt das Kommando des ersten Bataillons und wurde am 10. Juni 1805 mit einigen andern Offizieren befördert. Doch blieb er gleichwohl Chef der Standeskompanie.

Das Wichtigste war jedoch seine Wahl zum Chef der Militär-Instruktionschule des Kantons, die gleich darauf, am 14. Juni, erfolgte.

In dieser Stellung lag ihm nun, in Verbindung mit andern Offizieren niedern Grades, die Ausbildung der sämtlichen Milizen des Kantons Aargau ob. Für diese Aufgabe war er natürlich durch seine Erziehung und Vorbildung, durch seine lange und vielseitige Kriegserfahrung vorzüglich vorbereitet; an ihre Lösung setzte er die 25 besten Jahre seines Lebens.

Einem großen Teile der aargauischen Bevölkerung war militärisches Leben fast völlig fremd gewesen. Allgemeine Wehrpflicht hatte nur in den früher bernischen Landesgegenden bestanden; das Fricktal hatte bloß einige wenige Mann zur kaiserlichen Armee zu stellen gehabt, und die

---

<sup>1</sup> Schon am 1. März 1804 schrieb Reg.-Rat L. May an Oberstl. fr. Hünerwadel (Brief in dessen Nachlaß in Lenzburg): „Gestern habe ich eine Militär Commission hier zusammen berufen um den Entwurf einer Organisation unserer Miliz zu machen. Es waren Ihr Hr. Bruder, H. Major Hemann, H. Huntziker gew. G. Insp., H. Hauptmann Schmiel und H. Schaffner Sutter von Zofingen. Wir haben uns über Hauptgrundsätze sehr geschwind vereinigt und jetzt werden es Ihr H. Bruder und H. Hauptm. Schmiel auf künftigen Sonntag mit einander ausarbeiten.“

Gemeinen Herrschaften waren nur während der Villmergerkriege zu militärischen Leistungen herangezogen worden. Es galt also ganz von vorne anzufangen.

Das erkannte Schmiel, und von diesem Gesichtspunkt aus ist das Werklein zu beurteilen, das im Jahre 1806 erschien und das zwar für die schweizerische Miliz, aber doch wohl in erster Linie für die aargauischen Truppen berechnet war. Es trägt den Titel:

Unterricht über den Militärdienst. Der Miliz des Schweizerischen Freistaates gewidmet von J. N. v. Schmiel, Oberstlieutenant und Chef der Instruktionsschule der Infanterie im Canton Aargäu. I. Elementar- und Garnisonsdienst. Mit Abbildungen sämtlicher Corps aller Schweizer Cantone. Arau und Basel in der Samuel flickischen Buchhandlung 1806.<sup>1</sup>

Das Büchlein bespricht, ins kleinste Detail eingehend, das Verhalten des Soldaten und der Chargierten von der „Aufmahnung des Auszuges“ und seinem Einrücken in die Kaserne an bis zum Ausrücken des Bataillons und schließt daran die Vorschriften für Marsch und Einquartierung. Es ist im wesentlichen „Dienstreglement“, enthält aber auch manches aus „Verwaltungsreglement“, „Exerzierreglement“ und „Taktik“. Am Schlusse ist ein erklärendes Verzeichnis der Wörter und Redensarten beigefügt, wie sie im militärischen Verkehre vorkommen, nebst Angabe ihrer Orthographie und Aussprache. Der Verfasser setzte also auch bei vielen Offizieren kaum die primitivsten Vorkenntnisse voraus.

---

<sup>1</sup> Exemplar auf der Kantonsbibliothek Arau. Die Abbildungen fehlen und scheinen auch nie beigegeben gewesen zu sein. Ob der im Vorwort verheißene II. Teil „über den Felddienst“ je erschienen ist, weiß ich nicht.

Das Büchlein, das jedenfalls sehr notwendig war und wohl von Vielen gerne gebraucht wurde, hat auch bei der Kritik gute Aufnahme gefunden. Den Einen oder den Andern mögen aber auch seine 324 Seiten zurückgeschreckt haben.

Übrigens hat Schmiel auch sonst im Dienste des schweizerischen Heerwesens zur Feder gegriffen. Er war Mitarbeiter oder wohl Redaktor des Neuen Militär-Archivs, bearbeitet von einer Gesellschaft erfahrener Deutscher und Schweizer-Offiziere, welches von 1803 bis 1806 jährlich in sechs Hefen erschien und Aufsätze über alle Gebiete militärischen Wissens brachte.<sup>1</sup> —

Von einer ruhigen Entwicklung unseres Militärwesens aus seinen ersten Anfängen heraus kann nicht gesprochen werden. Die ersten Maßnahmen und Verordnungen hatten durchaus provisorischen Charakter. Nach der Unterdrückung des Zürcher Aufstandes von 1804 erheischten die beiden Feldzüge Napoleons gegen Oesterreich 1805 und 1809 außerordentliche Maßnahmen, da die Schweiz auf Deckung ihrer Grenzen und Sicherung ihrer Neutralität<sup>2</sup> bedacht sein mußte. Dabei zeigte sich die Notwendigkeit einer Ausgestaltung der ersten gesetzlichen Bestimmungen; erst durch die Miliz-Organisation vom 7. Dezember 1808 und die dies Gesetz ausführende Verordnung vom 29. März 1809 gewannen unsere militärischen Institutionen eine feste Grundlage. An Beiden hat offenbar Schmiel einen hervor-

---

<sup>1</sup> s. Neujaarsbl. der Feuerwerker-gesellsch. Zürich 1885 p. 21.

<sup>2</sup> Trotz der Neutralitätserklärung benutzte im November 1809 die französische Division Lagrange und das Neuenburger Bataillon das schweizerische Territorium zum Heimmarsch. Die Oberstlieutenants v. Schmiel und Jos. Brentano von Laufenburg hatten die Aufgabe, diese Truppen durch unsern Kanton zu geleiten, für alles Nötige zu sorgen und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Der Durchmarsch nahm elf Tage in Anspruch.

ragenden Anteil gehabt; wurde er doch später geradezu als der Organisator unserer kantonalen Miliz angesprochen. Zudem war auch Ludwig May schon 1806 aus dem Kanton weggezogen, um sich auf sein Landgut in der Waadt zurückzuziehen. Fortan wechselte die oberste Leitung unseres Kriegswesens vierteljährlich zwischen zwei Regierungsräten ab. So lastete natürlich die Hauptarbeit auf dem höchsten Berufsoffizier, der auch seit der Erneuerung der Militärkapitulation mit Frankreich (28. März 1812) an der Spitze der kantonalen Werbekommission stand. Wie groß aber bei der Bevölkerung die Abneigung gegen diese Werbungen war, zeigt der Gansinger Handel vom November 1813. Man hatte zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die nötige Mannschaft unter den jungen Leuten auszulosen. Gegen die Auslosung wehrte sich nun Gansingen und jagte die Bezirksbeamten und ein Landjägerspiket unter Bedrohungen davon. So mußte denn Oberstl. Schmiel mit seiner Standeskompanie, der sich die Jäger-Kompagnien von Baden und Aarau anschlossen, ausziehen, um die Revolte zu dämpfen und den Befehlen der Regierung Nachachtung zu verschaffen.

Übrigens war schon im Sommer desselben Jahres eine Exekution durch die Standeskompanie in der Stadt Aarburg nötig gewesen, deren Gemeinderat sich renitent benommen hatte. —

Es waren nicht geringe Aufgaben, die Schmiel zu bewältigen hatte, die einen tüchtigen Mann verlangten. Ärgernisse aller Art fehlten nicht. Nur eines sei genannt. Anfangs 1812 brach ein heftiger Kompetenzkonflikt mit den Aarauer Gerichtsbehörden wegen der Beurteilung einer Schlägerei aus, die zwischen Standesoldaten und Entfelder Bürgern stattgefunden hatte. Schmiel wollte seine Soldaten selbst bestrafen, das Gericht legte seine Hand auf sie und

die Regierung gab dem Gerichte recht. Darauf hin bat Schmiel um Entlassung aus allen seinen militärischen Stellen, weil er das Vertrauen seiner Regierung nicht mehr zu genießen glaubte. Allein als die Regierung befriedigende Erklärungen gab und ihm namentlich mittheilte, daß ihr Vertrauen unausgesetzt weiterbestehe, daß er sich in einem unerklärlichen Irrthume befinden müsse, zog er seine Entlassung wieder zurück.

Groß war auch die Schwierigkeit, die Standeskompagnie numerisch auf einer gewissen Höhe zu halten, daß sie ihrer Aufgabe wenigstens einigermaßen genügen konnte. Aber wie überall, so wollten eben auch hier die Mittel nicht reichen.

Trotz alledem war Schmiel jedenfalls mit seiner Stellung zufrieden; entsprach sie doch seiner Erziehung, seinen Jugendgewohnheiten und wohl auch seiner Neigung, und hatte er sich doch Achtung und Vertrauen seiner Behörde zu erwerben verstanden. —

In Schmiels Privatleben hatte sich während des abgelaufenen Jahrzehnts manches geändert.

Seit einigen Jahren war Aarau nicht bloß der Wohnort, es war auch seine Heimat geworden. Er hatte sich ein Haus in der Reihe derjenigen erworben, die man zur Zeit der Helvetik errichtet hatte, um den Bedürfnissen der helvetischen Behörden zu genügen und von denen seither manche leer stunden.<sup>1</sup> Um ihnen Kaufliebhaber zu verschaffen, hatte die Gemeinde<sup>2</sup> beschlossen, jedem Käufer zugleich das Bürgerrecht zu schenken. So wurde Schmiel am 25. Februar 1805 Aarauer Bürger. Inzwischen hatte ihn seine Gemahlin wieder mit einem Knäblein beschenkt (2. Juli 1804), das den Namen Julius Rudolf Ludwig erhielt. Pauthen

---

<sup>1</sup> Das erste Haus in der Laurenzenvorstadt („Neue Häuser“).

<sup>2</sup> 20. November 1803.

waren Landamann Rudolf Dolder, Reg.-Rat Ludwig May und Frau v. Erlach, die allzeit treu bedachte Freundin. Ein drittes Knäblein, das 1806 zur Welt kam und dessen Pathen Joh. Rud. Meyer und Joh. Herzog v. Effingen, der spätere Bürgermeister, waren, starb schon wieder nach Jahresfrist.

Von den genannten Freunden und Gönnern verlor er bald einen Teil. Ludwig May verließ die Regierung und den Kanton Aargau schon 1806; der jüngste der Effinger Brüder, Sigmund, der neben Schmiel im Kriegsrate gefessen hatte, siedelte nach dem Kanton Bern über. Landammann Dolder starb 1807; Joh. Rudolf Meyer folgte ihm 1813 nach.

Andere Männer, die sich ihm in Freundschaft verbanden, waren Heinrich Zschokke, mit dem er schon in Bern bekannt geworden war, Oberstl. Karl v. Hallwyl, Buchhändler Heinrich Remigius Sauerländer, Friedrich Heldmann, Professor an der neugegründeten Kantonschule, Daniel Dolder u. a.<sup>1</sup> Mit den vier erstgenannten reiste er im Herbst des Jahres 1810 nach Freiburg im Breisgau, um in der Freimaurerloge daselbst als Lehrling aufgenommen zu werden. Zschokke führte die Freunde ein. In der Ansprache, welche bei diesem Anlasse an Schmiel gerichtet wurde (17. Oktober) und deren Kopie in seinem Nachlasse sich vorfindet, heißt es u. a. „Sie sind der Mann, der höhere Weihe verdient, der Handlungen auszuüben versteht, die wir zur Nachahmung aufstellen. Wir stählen jeden zum Kampf des Schicksals und noch mehr zum Kampf seiner eigenen Leidenschaften. Wir gönnen andern die Schildkröten-tugend, die sich einzieht und im traurigen Instinkte unverletzt bleibt; wir ehren aber den Mann, der im Kampfe

---

<sup>1</sup> S. H. Zschokke, Selbstschau 1907 p. 219 und Anmerkung 1. — Emil Zschokke, Gesch. der Gesellsch. für vaterländ. Kultur. 1861 p. 17.

mit dem Schicksale sich selbst kennen lernt und im vollen Glanze seines Vermögens strahlt.“

Nach Hause zurückgekehrt, gründeten die genannten Männer, denen sich dann Daniel Dolder anschloß, die Loge zur Brudertreue in Aarau (4. Februar 1811). Schmiel war Beamter 1811—1814, von 1814—1817 Meister vom Stuhl. In späterer Zeit, wohl in einer Periode der Ver= bitterung (Anfang 1831) verlangte er seine Entlassung aus der Loge, mit der Bemerkung, er halte die Freimaurerei für überlebt; doch ließ er sich zum Bleiben bewegen, und gehörte der Loge fernerhin als Ehrenmitglied bis zu seinem Tode an. —

Auch außerhalb der Loge fanden sich die Freunde häufig zusammen, um in ernstern Gesprächen das Wohl des Kantons, der für die meisten unter ihnen Adoptivvaterland war, zu beraten. In solcher Vereinigung war es, daß Zschokke die Anregung zur Gründung eines Bundes für Hebung der Volkswohlfahrt gab. Aus dieser Idee, für welche alle begeistert eintraten, erwuchs die „Gesellschaft für vater= ländische Kultur im Aargau“; die erste eigentliche Sitzung fand am 2. März 1811 statt, und Jahrespräsident für 1811 und 1812 wurde Oberstl. Schmiel.<sup>1</sup>

Als dann die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft erstand, trat er ihr 1816 ebenfalls bei und ließ sich in ihre mathematische Abteilung aufnehmen.

---

<sup>1</sup> Selbstschau, Ausgabe 1907 p. 219 ff. — Emil Zschokke, Gesch. der Gesellsch. für vaterländ. Cultur im Kanton Aargau 1861 p. 17 ff. p. 120.

---

## Die Sendung nach Paris 1814.

Mit der Schlacht bei Leipzig (Oktober 1813) begann Napoleons Macht zu wanken. Während er seine Armee nach dem Rheine zurückführte und ihm die Truppen der Alliierten nachfolgten, brach auch in der Schweiz die Mediation, sein Gebäude, in sich zusammen.

Zum Schutze der durch die Alliierten bedrohten Neutralität bot die Tagsatzung Truppen auf. Eine Anzahl (7) eidgenössischer Obersten wurde neu ernannt; unter ihnen befand sich auch Oberstl. von Schmiel (22. November 1813). Drei Divisionen, jede zu 4000 Mann, standen der Grenze entlang, unter dem Kommando von General Rudolf von Wattenwyl. Eine Brigade der dritten Division befehligte Oberst Schmiel. Sie deckte zuerst die Grenze gegen Frankreich, wurde dann aber beim Herannahen der Oesterreicher ins Fricktal herangezogen.

Durch die Abmachung vom 20. Dezember gab bekanntlich die Schweiz ihre Neutralität auf; oesterreichische Truppen betraten ihren Boden<sup>1</sup> zum Durchmarsch nach Frankreich. „Eine gedruckte Proklamation des Fürsten Schwarzenberg kündigte den Schweizern an, daß die Oesterreicher ihr Gebiet als Freunde betreten und alle Leistungen pünktlich vergüten würden.“<sup>2</sup>

Die Schweizer Truppen wurden von der Grenze zurückgezogen und marschierten in ihre Kantone, wo man sie bald in die Heimat entließ. Und nun flutete der unge-

---

<sup>1</sup> S. Der Durchzug der Alliierten durch die Schweiz im Jahre 1813/14 von W. Oechsli. Neujahrsbl. zum Besten des Waisenhauses in Zürich I 1907. II 1908.

<sup>2</sup> A. a. O. I p. 17.

hemmte Strom oesterreichischer Heereszüge in freigewählter Bahn durch die Schweiz.

Doch die Oesterreicher kamen als Freunde. Das heißt sie plünderten nicht und brannten nicht, sondern hielten im allgemeinen gute Mannszucht.

Allein der Durchmarsch so gewaltiger Heeresmassen ist selbst bei weitgehender Schonung eine Heimsuchung für ein Land.

Prof. Wilhelm Oechslı hat in seiner Arbeit: Der Durchzug der Uliierten durch die Schweiz eine Übersicht über die Leistungen gegeben, welche der Unterhalt dieser Menschenmenge und ihrer Pferde forderte. Für unsern Kanton finden sich da folgende erschreckende Zahlen, zufolge einer damals angestellten vorläufigen Berechnung für die Zeit vom 21. Dezember 1813 bis Ende Juni 1814:

477,749 Etappenportionen.

321,213 Haferrationen.

312,213 Heurationen.

Diese Zahlen bedeuten aber keineswegs das Endresultat, das sich nicht unwesentlich höher gestellt hat.

Wie in andern Kantonen, so richtete man auch bei uns ein Verpflegungsamt ein, dessen Aufgabe die Beschaffung der von unserem Kantone verlangten Lebensmittel war (27. Dezember 1813).

Dieser Kommission gehörten an: Oberst Schmiel als Präsident, Kommandant Brentano von Laufenburg, Kantonsrat Oederli von Baden, Kantonskriegskommissär Bär und Staatsbuchhalter Gobalet. Sie hatte ihren Sitz in Aarau.

Besonders schwer empfand man bei uns wie in andern Kantonen die Forderung der Militärfuhren, durch welche den fremden Truppen die Lebensmittel nach Frankreich hinein nachgeführt werden sollten. Der in Basel residierende russische Intendantur-Rat Freiherr von Wolframsdorff be-

nahm sich da wie in Feindesland. Anfangs Februar forderte er vom Kanton Aargau 20 vierspännige Wagen. Dem Begehren war für den Fall der Weigerung die Drohung der Exekution durch Kosaken beigefügt. Oberst Schmiel hielt es für das zweckmäßigste, sich selbst zu dem gebieterischen Herrn zu verfügen; vom 10. bis 13. Februar war er in Basel und erreichte wenigstens, daß die Bespannung der Fuhrwerke von 4 auf 3 Pferde reduziert wurde. Ebenso sicherte man ihm anständige Behandlung der Fuhrleute zu.<sup>1</sup>

Ähnliche Forderungen kamen bald auch von der oesterreichischen Intendantur, so daß sich die Gesamtleistungen unseres Kantons bis Ende Juni auf 12,810 zweispännige tägliche Fuhren beliefen.<sup>2</sup>

Bei diesen großen Anforderungen an unsern Kanton scheint Oberst Schmiel, offenbar auch an der Gesundheit angegriffen, dem Drucke der Verantwortung, die auf ihm lastete, einen Augenblick nachgegeben zu haben. Am 27. Februar bat er die Regierung um Entlassung von seinem Posten; Administrations-Verhandlungen seien ihm fremd; er bekennt die Unzulänglichkeit seiner Fähigkeit, „das was Noth thut zu leisten“, und fügt bei, daß seit einiger Zeit seine Gesundheit gelitten habe.

Schon am folgenden Tage antwortete der Kleine Rat: „Wir fühlen uns in mancherlei Rücksichten über die getroffene Wahl eines Vorstehers des Verpflegsamtes in Ihrer Person besonders getröstet, da Uns die Erfahrung überzeugt, wie sehr Sie es sich angelegen sein lassen, über die Handhabung eines ordentlichen und genauen Geschäftsgangs unausgesetzt zu wachen.“<sup>3</sup>

Und so blieb er denn im Amte. —

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv: oester. und al. Truppen i. d. Schweiz K Nr. 7  
2<sup>tes</sup> Cah. Bd. Litt. C.

<sup>2</sup> Wechsli a. a. O. <sup>3</sup> Staatsarchiv a. a. O.

Die genannten Leistungen waren aber wohl nicht einmal das Schwerste und Drückendste, was unserer Bevölkerung zugemutet wurde. Schlimmeres noch brachten ihr die Kranken.

Oechsli sagt hierüber:<sup>1</sup> „Nächst Basel hatte der Aargau die schwerste Krankenlast zu tragen. Hier hatten die leerstehenden, ehemals der aufgehobenen Abtei St. Blasien angehörigen Gebäude der Probstei Klingnau und des nahen Klosters Sion die Augen der oesterreichischen Militärbehörden auf sich gezogen und die Verlegung eines ursprünglich auf 500 Köpfe berechneten Feldspitals Nr. 3 nach Klingnau veranlaßt. Kaum war das Spital am 10. Januar eröffnet, so fand ein solcher Zudrang von Kranken sowohl über den Rhein her als die Aare herunter statt, daß schon am 24. Januar 800 statt 500 in Klingnau untergebracht waren, und noch immer langten täglich neue Transporte an. Mitte Februar stieg die Zahl der Kranken in Klingnau auf 2500, so daß auch das Schloß in Anspruch genommen werden mußte. Die Unglücklichen waren in den drei Gebäuden sozusagen bis unter das Dach aufgeschichtet und eine furchtbare Sterblichkeit herrschte in den verpesteten Räumen. 3000 Oesterreicher fanden in Klingnau ihr Grab; noch bezeichnet ein großes Steinkreuz mit Inschrift den „Kaiserlichen Gottesacker“ im Walde.

„Die Einwohner des kleinen Städtchens wurden ebenfalls vom Typhus heimgesucht; zu den ersten Opfern gehörte der Pfarrer Xaver Schaufelbühl, der täglich den sterbenden Soldaten die Tröstungen der Religion gespendet hatte.

„Bei dem Überdrang an Kranken wurden kleinere Lazarette auch im Schloß Bernau, in der Kommende Leuggern, auf Schloß Lenzburg, in Laufenburg, Rheinfelden und Aarau

---

<sup>1</sup> U. a. O. II p. 28.

eingerrichtet. Aus dieser Anhäufung von Lazaretten, wie aus den starken Durchmärschen erklärt es sich, daß der Kanton Aargau von der Seuche ganz besonders hart heimgesucht wurde. Im Bezirk Rheinfelden soll der achte Teil der Bevölkerung davon ergriffen worden sein; am 10. März belief sich die Zahl der Kranken auf 1270, die der Todesfälle auf 258. In einigen Dörfern starben ganze Familien aus.“

Es ist klar, daß man solcher Misère nicht einfach ruhig zusehen durfte. War auch die Aussicht auf Erfolg gering, ein Versuch mußte doch wenigstens gewagt werden, ob sich nicht eine Minderung der Kriegsschwere erreichen ließe. Und der Versuch wurde unternommen.

Während der Session der Tagsatzung in Zürich traten, wie man wohl annehmen darf, auf Veranlassung von aargauischer Seite, am 21. April die Gesandten von Basel, Schaffhausen und Aargau zusammen und beschloffen, ihre Regierungen zu gemeinsamen Vorstellungen bei den maßgebenden Persönlichkeiten in Paris, wo die Alliierten Ende März eingezogen waren, zu veranlassen, daß die Heimkehr der verbündeten Armeen unter möglichster Schonung der Schweiz vor sich gehen solle.

Offenbar hielt die Regierung von Schaffhausen einen solchen Schritt für ganz aussichtslos und berichtete nach Aarau, sie werde nicht mittun.<sup>1</sup> Basel meldete,<sup>2</sup> daß sich schon eine Basler Mission in Paris befinde, nämlich die Herren Geyssendörfer und Burkhardt.

So beschloß denn die aargauische Regierung für sich allein zu handeln und übertrug die Wahl eines Delegierten dem Verpflegsamte, welches am 28. April seinen Präsidenten

---

<sup>1</sup> Schreiben vom 2. Mai. — <sup>2</sup> 30. April.

Schmiel zu der Sendung auserfah. Am 2. Mai wurde dieser vom Kleinen Räte zu seinem Bevollmächtigten erklärt und erhielt folgende Instruktion:

Er begibt sich zu dem k. k. oesterreichischen General-Intendanten Freiherrn von Prohaska nach Paris, und wird bei ihm und andern höchsten und hohen Armeebehörden alle Schritte tun, daß der Rückmarsch der Allirten nicht durch die Schweiz und so weit es nur immer tunlich, nicht durch unsern schon so hart mitgenommenen Kanton geleitet werde.

Sollte dies nicht möglich sein, so muß man zu erlangen suchen, daß für die Verpflegung der Truppen gesorgt werde.

Dann soll auf die Bezahlung des bisher Geleisteten gedrungen werden.

Ebenso ist auf Abwendung der drückenden Spitallasten zu dringen. —

Schon am folgenden Tage machte sich Oberst Schmiel auf den Weg und langte nach 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub>tägiger Reise glücklich in Paris an. Über seine Tätigkeit referierte er seiner Regierung in einläßlichen Berichten, aus denen die großen Schwierigkeiten erhellen, die sich ihm, fast unübersteiglich, in den Weg legten; aber auch die zähe Energie ist daraus ersichtlich, mit der er unbeirrbar sein Ziel verfolgt. Diese Berichte, fünf an der Zahl, scheinen mir interessant genug zu sein, daß ich sie hier vollständig vorlege.<sup>1</sup> Einen ergänzenden mündlichen Bericht erstattete Schmiel nach seiner Heimkehr (8. Juni) im Schoße der Regierung. Davon ist uns aber nichts bekannt geworden.

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv Mappe: Oesterr. und Allirte Truppen in der Schweiz 1814/15 K Nr. 7 2<sup>tes</sup> Cah. Bd. Litt. C.

I. Bericht vom 9. Mai 1814.

„An die hohe Regierung des Kantons Aargau

Hochgeachtete Herren.

Ich soll nicht unterlassen, hochdenselben meine Ankunft in dem Hauptquartier der k. k. alliirten Arméén anzuzeigen.

Ich verreiste Dienstags den 3. d. von Aarau und als ich in Basel angelangt war, begab ich mich zu Hrn. Staatsrath Abel Merian, um die allfälligen Aufträge an die in Paris befindlichen Deputierten dieses hohen Standes, oder zweckdienliche Nachrichten für mich zu empfangen. Erst Montags hatte die erste von Paris angelangte Post Depeschen von den Abgeordneten gebracht, denen trotz ihrem dortigen 14 tägigen Aufenthalt es noch nicht gelingen konnte, bedeutende Resultate ihrer Sendung zu erwirken, da der Zutritt zu den hohen Personen und Behörden sehr schwierig ist und verschiedene Verweisungen an diese und jene statt hatten um nur die ersten Einleitungen zu treffen.

Nachdem ich Mittwoch Vormittags 9 Uhr ein offizielles Schreiben an die Hrn Gysendörfer und Burkhart erhalten hatte, begleitet mit Empfehlungen von Hrn. Staatsrath Merian für meine Person, reiste ich sogleich mit Extrapost ab, schlug wegen dem Mangel an Postpferden, so auf der Straße über Troyes statt hatte, jene über Remiremont, Nancy und Chalons ein, und langte vorgestern Abends 7 Uhr, also in weniger als 82 Stunden hier an.

Nie waren wohl mehr fremde in Paris als in diesem Augenblicke (man rechnet ihrer 100,000). Dies verursachte, daß ich nicht bei den Hrn Abgeordneten von Basel — wie ich es mir vorgenommen hatte — logieren konnte und daß ich nur mit Mühe in dem Hotel de Notre Dame, rue du Boutoy unterkam.

Mein erstes Geschäft war das Auffuchen dieser Herrn, die mir gestern diejenigen Mittheilungen machten, die ich die Ehre habe hier kurz anzuführen.

1. Wegen den Reclamationen für Russen und Preußen seyen sie an Herrn v. Nesselrode gewiesen, dort hätten sie noch keine Audienz haben können, so wenig als bey Herrn v. Saharpe, der beständig um den Kaiser sey.

2. Feldmarschalllieutn. Prohaska, der ungeheuer viel zu thun habe, habe ihnen wegen Zahlungen wenig Trost gegeben, hingegen

3. habe er versichert, daß in Betreff des Rückmarsches der Truppen alle mögliche Schonung für die Schweiz eintreten werde und daß bereits schon Ordres gegeben seyen, welche den Truppendurchmarsch mindern werden. Spitäler und Rechnungsgegenstände konnten noch nicht berührt werden.

Wegen Conferenz bei dem Fürsten v. Metternich machte ich gestern zwey und heute einen fruchtlosen Versuch um S. Erzell. den General Intendanten anzutreffen; indessen ging ich aber in die Cancley, wo alle Hände mit Instradierungen für Ergänzungstruppen nach Frankreich und für Truppen zur Rückkehr beschäftigt waren: meine Vorstellungen die Schweiz zu schonen dürfte wohl schwerlich Aenderung bewirkt haben, — — [P] die Vorschrift vorhanden war, allein ich machte doch gerne Unbahnung zu Bekanntschaft. Für 50 Bataillone ist bereits Ordre ausgefertigt, aus dem südlichen Frankreich nach Italien zu marschieren. Es war mir bisher noch unmöglich, diejenige Person ausfindig zu machen, welche das Detail der Rechnungen und Spitäler unter sich hat.

Der Kaiser von Oesterreich wird den 20. von hier nach Wien zurückkehren bis dahin soll der definitive Friede geschlossen seyn: die deutschen Angelegenheiten sollen nachher in Wien behandelt werden.

Sir Canning wird in wenigen Tagen als brittischer Gesandter nach Zürich verreisen. Hr. Gysendorfer hat seine Bekanntschaft gemacht und wird ihm ein Schreiben an die Deputierten von Basel in Zürich mitgeben. Ich glaubte diese letztere Nachrichten hochdenselben ebenfalls mitteilen zu sollen, wenn sie schon nicht gerade meine Mission betreffen. Von dem Fortgang derselben werde getreulich berichten.

Schmiel, Oberst."

Von den beiden Basler Gesandten, deren Hauptaufgabe eigentlich war, sich über die Belästigungen der Stadt Basel durch die Festung Hüningen zu beschweren und deren Schleifung zu verlangen, wissen wir von Dr. Burckhardt-Finsler in Basel, daß sie in Paris „auch wegen mehrerer Beschwerden gute Worte und vage Vertröstungen erhielten. Allein von der Schleifung der Festung wollte niemand etwas wissen, so daß sie schließlich unverrichteter Dinge heimkehrten“.<sup>1</sup>

So war denn also Oberst Schmiel auf eigene, intensive Tätigkeit angewiesen, wenn er mehr als Versprechungen erreichen wollte.

## II. Bericht vom 11. und 13. Mai 1814.

„Infolge meines Berichts vom 9. dieses habe ich nun die Ehre hochdenselben anzuzeigen, daß es mir endlich heute nach mehreren fruchtlosen Versuchen gelungen ist, den Hrn. General-Intendanten v. Prohaska einen Augenblick vor seiner Abfahrt nach St. Cloud — woselbst die großen Bureaux sind, und wohin ich mich Morgen begeben

---

<sup>1</sup> Der Durchmarsch der Alliierten durch Basel. Von Dr. A. Burckhardt-Finsler im Jahrb. für Schweizer. Geschichte XXIII. Bd. 1898 p. 85.

werde — anzutreffen und ihn beym großen Rapport der Generale und Kriegskommissaire einen Augenblick für mich festzuhalten.

Als ich ihm sagte, wer ich sey und ihn mit dem Zweck meiner Sendung bekannt machen wollte, fiel er mir sogleich mit der Aeußerung in's Wort, „wir haben kein Geld, wir haben kein Geld, Paris ist ein kostbarer Aufenthalt, man braucht hier viel Geld“; um ihn zur Anhörung meiner Vorträge empfänglich zu machen, sagte ich ihm, daß ich eben nicht Geld zu erhalten erwarte, daß ich nur wünschte, daß die Rechnungen des hiesigen Kantons möchten genehmigt werden, damit wir auch mit den Gemeinden rechnen und sie in den Stand setzen könnten, sich Mittel zu verschaffen, die fernere Verpflegung der Truppen ausdauern: hierauf erwiderte er mir, daß man das immer vornehmen könne, wenn man sehr niedrige Preise annehme, die vorgeschlagenen Preise seyen zu hoch, man müsse zweyerley Durchschnittspreise annehmen, es werde nächstens wieder eine Commission zur Abnahme der Rechnungen der Schweizer Kantone in Basel versammelt werden, der er vielleicht selbst beiwohnen werde: hier seye deswegen nichts zu machen &c. &c. Ich kam nun auf den Rückmarsch der Truppen, worauf er mir sehr höflich erwiderte: „man könne nicht über die Schweiz hinwegfliegen“; ich bemerkte ihm aber, daß wir auf unserm festen Lande nicht mehr das Nöthige zur Verpflegung aufbringen könnten, und schon seit langer Zeit das arme Frickthal von Seite des Staates unterstützen müßten: er schien meinen Vorstellungen Gehör zu geben und ertheilte die Versicherung, daß er Rücksicht nehmen werde, allein dasjenige, was über Genf komme, müsse doch verpflegt werden, das Magazin von Bern könne dafür verwendet werden, die Kantone sollen sich deswegen verstehen u. s. w. Daß dies nicht seyn könnte, wollte er,

da wir ja schon so lange als eidgenössischer Bund vereinigt waren, nicht begreifen und meinte für solche Sachen sollte das Centrum besorgt seyn u. s. f. Ich suchte für den Durchmarsch von Genf her die Marsch=Route über den Kanton Luzern beliebt zu machen, sprach von den Spitalern, von andern Mißbräuchen 2c. 2c., was ihn, besonders die Spitalverpflegung, stuzen machte und ihn bestimmte mich zu ersuchen doch nicht zu verreisen bis ich, mit ihm über diesen Gegenstand in näheres Detail eintreten könne. Er schien in Betreff der Spitäler frappiert.

Die Marsch=Routes sollen heute noch gedruckt werden und ich werde sie morgen in der Canzley einsehen.

Ich muß Sie, hochgeachtete Herren bitten, dasjenige, was ich Ihnen wegen S. Canning schrieb, ganz geheim halten zu wollen, da derselbe vorerst als Particular erscheinen will. Er ist krank und seine Abreise für unbestimmte Zeit aufgeschoben.

Ich wollte gegenwärtigen Bericht zurückbehalten bis ich etwas Bestimmteres in Betreff unserer Beschwerden und den Erfolg (der) bey dem russischen Herrn General Intendanten melden könnte; da aber heute ein oesterr. Cabinets Courrier abgeht, so sende Gegenwärtiges heute den 13.<sup>ten</sup> ab und lege die diesen Morgen erhaltenen Marsch=Routes bey.

Der Ausbruch der Armée der auf den 13. und 14. bestimmt war, ist wenigstens um 8 Tage verschoben worden.

In Paris ist die Ruhe noch nicht gänzlich gesichert.“ —

An diesem Berichte ist mehr als eines bemerkenswert. Fürs erste stellt er mit aller Deutlichkeit fest, daß eben doch die Absicht bestand, Truppen durch die Schweiz heimarschieren zu lassen. Die Wendungen: „man könne nicht über die Schweiz hinwegfliegen“, und: „dasjenige, was über

Genf komme, müsse doch verpflegt werden“ lassen darüber gar keinen Zweifel aufkommen.

Auffallend ist uns auch die Auffassung, die der oesterreichische Offizier von dem Verhältnisse der Kantone unter einander hat. Er setzt ein ständiges Centrum voraus, das doch gerade damals noch gar keinen Platz gehabt hätte. Wenn Schmiel dem Generalintendanten für die von Genf zurückmarschierenden Truppen die Marschroute durch den Kanton Luzern beliebt machen wollte, so vermessen wir dabei allerdings den nachbarlichen und eidgenössischen Gemeingeist, dürfen aber nicht vergessen, daß wir ihn von der damaligen Zeit, wo die Kantone nur für sich selbst sorgten, auch nicht zu fordern berechtigt sind.

Die Bezahlung der Leistungen der Schweizer Kantone war zwar von Anfang an versprochen worden; allein wie aus allen Verhandlungen jener Zeit ersichtlich ist, so suchte man auch hier sich der Verpflichtung teilweise zu entziehen, unter dem Vorwande, die schweizerischen Ansätze seien viel zu hoch.

Und bemerkenswert ist endlich die Gewandtheit und Sicherheit, mit der Schmiel in einem zwischen heraus erhaschten Augenblicke seinen Mann festzuhalten und zu interessieren weiß, indem er, alles andere scheinbar als unwesentlich zurückhaltend, den Zustand der Spitäler allein sprechen läßt, in denen auch für gesunde durchmarschierende Truppen verderbliche Gefahren lauerten.

### III. Bericht vom 18. Mai 1814

(nicht von Schmiels Hand, bis auf einige Namen und die letzten wenigen Zeilen).

„In Fortsetzung meiner schuldigen Berichte vom 11. und 13. d. welche Ihnen die Marschrouten der verschiedenen Armeekorps gebracht haben werden, habe ich die Ehre

Hochdenselben folgendes zu melden. Ich werde Sie der Kürze wegen nicht mit Anführung der Schritte und Wege, die ich unternehmen und einschlagen mußte, um zu einigen Resultaten zu gelangen, aufhalten, sondern zur Sache selbst schreiten mit der Bitte, das Verpflegungsamt von dem Betreffenden gefälligst in Kenntniß setzen zu wollen, da ich um nicht zu wiederholen und dadurch die sehr kostbare Zeit in Paris zu verlieren, demselben nicht direkte schreibe.

1. Von Genf her wird kein Durchmarsch durch die Schweiz statt haben. Das Magazin in Bern wird (nämlich Mehl und Haber) den Kantonen auf Vorschuß-Rechnung hingegeben werden. Vielleicht wird aber der Verkauf noch vorgezogen.

2. Was über Basel und [unleserlich] die Rheinstraße passieren wird, wird Haber und Zwieback — es liegen noch über 7000 Ctr. in den oest. Magazinen — abfassen. Es ist absichtlich in den Marschrouten Warmbach und Kl.=Lautenburg angesetzt, damit die Schweiz nicht belegt werde, ebenso wird Schaffhausen ausgewichen.<sup>1</sup> In unsern Kanton sollen gar keine Nachtstationen und Fuhrleistungen fallen; mit Ausnahme von Rheinfelden, das für einige Zeit die Hauptspitaldirektion bekömmt — aber diese einzig — denn das schreibende Hauptquartier kömmt nach Basel, wird unser Kanton nicht belegt. Basel bekömmt noch einen Theil der Reserve Artillerie. Da das Kreisdirektorium in Lörrach die bekannte Convention nicht ratifiziert hat, so wird es wohl möglich sein, sich der Bequartierung zu entziehen, wenigstens großen Theils; diesen Colonnen war es unmöglich andere Richtungen zu geben, man mußte sich also begnügen die Etappenplätze zu verändern. Heute soll die erste Abtheilung des 2. Armee Corps in Kl. Lauten-

---

<sup>1</sup> Das war dann leider nicht der Fall.

burg eintreffen, daselbst Rasttag halten; es faßt für 3 Tage Zwieback und Haber; dieselbe passiert während 5 Tagen, ihm folgt den 23<sup>ten</sup> die Artillerie Reserve in vier Abtheilungen, welche 6000 Heu Rationen bedarf; sie bezieht Haber und Zwieback für 2 Tage.

Den Beschluß macht die Division des Feldmarschalls Lederer in drei Colonnen, deren Erste den 9. Juni in Kl. Laufenburg anlangen und dort Rasttag halten wird; sie braucht 8500 Heu Rationen und wird in Kl. Laufenburg für 3 Tage Haber und Zwieback fassen.

Es ist außer allem Zweifel, daß wenn der Gegenstand des Rückmarsches frühzeitiger ins Auge gefaßt worden wäre, man noch bedeutendere Einrichtungen und Abänderungen hätte erwirken können. Denn man muß beim Entstehen solcher Arbeiten bei der Hand sein und obgleich unvermerkt, doch auf verschiedene Arten einzuwirken suchen, was oft mit einigen zu rechter Zeit angebrachten Worten geschehen kann.

3. Mit besonderm Vergnügen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß nächstens wieder eine Abschlagszahlung erfolgen werde, auf was ich mir ungeschweht etwas zu gut thun darf. Heute hat mir H. von Barbier, Vicepraesident der Finanzkammer selbst gesagt, er habe gestern das Schreiben nach Wien entworfen, damit Geld zur Hand gebracht werde, ich könne mich bestimmt darauf verlassen, daß eine Avanzo Zahlung geschähe. Was hingegen die Abrechnung betrifft, so wird die Epoche derselben wohl noch entfernt sein, indem die Armeebehörden ungeheuer viel zu thun haben, und über manches noch Entscheide von den Hofstellen eingeholt werden müssen, darunter gehört z. B.

4. Die substituierenden Rechnungsbelege, welche wir, wo authentische Quittungen mangeln, producieren wollen. Bei der General Intendantur oder vielmehr bei dem

Oberfeldkriegskommissariat und dem Oberverpflegungsamt — mit welcher beiden Behörden ich mich in genaue Relation gesetzt habe — kann nicht eingetreten und darf nichts anerkannt werden, als was vorgeschriebenermaßen quittiert ist, obgleich man allerseits die Billigkeit einsieht unserm Vorschlag zu entsprechen; es ist deshalb dem Verpflegsamte geantwortet worden. Man zweifelt indessen nicht an Gewährung unseres Ansuchens. — In Abrechnung mit einzelnen Kantonen vor dem Zeitpunkt der allgemeinen Beendigung dieses Geschäftes will man durchaus nicht eintreten.

5. In Betreff der Spitäler ward ich wohl hin und her geschickt, kam aber noch wenig vorwärts; ich hoffe indeß morgen deswegen bestimmte Auskunft zu erhalten. Da sowohl wegen der Instradierung der Rekonvaleszenten aus den französischen Spitälern als auch in Betreff anderer Gegenstände eine Besprechung mit H. General Pausch, Director des schreibenden Hauptquartiers notwendig ist, so werde ich, sobald ich hier beendigt habe, meinen Rückweg über Dijon nehmen, wo ich betreffende Behörden noch antreffen werde. Bei der russischen Generalintendantur war ich noch nicht sehr zudringlich, es schien mir aus Gründen rathsam, dort mit Behutsamkeit zu Werke zu gehen, zumal da man für jetzt nicht geneigt scheint, Geld geben zu wollen.

Da ich bisher die meisten Stunden des Tages in den Vorzimmern der Kanzleien und mit Herumfahren von einem Ende der Stadt bis an das andere, auch wohl mit Auffuchung von Beamten auf dem Lande, zu St. Cloud und Romilly zubringen mußte, so bin ich überzeugt, daß Sie mir nach Beendigung meiner Geschäfte wohl einige Tage gönnen werden, um auch die Merkwürdigkeiten von Paris, wenngleich nur oberflächlich zu besehen; ich werde

indessen die Freiheit nicht mißbrauchen, und wenn ich nicht unversehens aufgehalten werde, anfangs nächster Woche verreisen.

Die Abreise des Hauptquartiers ist wieder verschoben. Auch H. Canning wird nicht abgehen und vermutlich mit H. Grafen von Capo d'Istria in die Schweiz gehen.

Der König Ludwig hat Herrn v. Talleyrand und Hrn. Rouyer — welche beide hier sind — zu seinen Bevollmächtigten in der Schweiz ernannt. Sie werden vor Ende dieses Monats nicht nach Zürich abreisen.“ —

Schmiel ist also in der glücklichen Lage, zu melden, daß seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt worden sind: von Genf her wird kein Durchmarsch statt haben; der Kanton wird mit Ausnahme Rheinfeldens, das aber nur die Hauptspitaldirektion erhält, nicht belegt.

Der Erfolg berechtigt ihn auch zu der Bemerkung, daß sich wohl noch mehr hätte erreichen lassen, wenn man sich früher umgesehen hätte. —

Der vierte Bericht gibt Auskunft über die Zugeständnisse, die hinsichtlich der Spitäler und der Krankenverpflegung zu erlangen gewesen waren.

#### IV. Bericht vom 24. Mai 1814.

„In Beziehung auf meinen letzten Bericht vom 18. d. habe ich die Ehre Ihnen zu melden, daß ich nun auch in Betref der Spital Einrichtungen und Krankenverpflegung die nöthigen Erkundigungen eingezogen und die kräftigsten Vorstellungen in Hinsicht der großen Kosten und des billig fordernden Rückersatzes gemacht habe.

Das Resultat ist folgendes: Der Vertrag mit den Entrepreneurs wird nicht aus Handen gegeben; er enthält im Wesentlichen: daß dieselben gehalten seyn sollen, aller

Orten, wo das Land die Verpflegung nicht aufbringen kann,\* dieselbe zu übernehmen. Unter Verpflegung wird bloß verstanden, die Nahrung der Kranken. Sie sind also nicht verpflichtet, alle Spitäler zu übernehmen, sondern — ganz eigentlich nur, wo es ihnen beliebt.

Alles was man liefert, muß genau quittiert werden und — wird bezahlt. Für das Begraben der Toten wollte man in keinen Ersatz eintreten, da dies Sache der Polizey sey: indessen wich ich nicht mit meinen Vorstellungen und ich denke, man wird sich verstehen, ihn, zwar freilich sehr mäßig, zu leisten.

Die Verpflegung für Mann und Pferd des kommandierten Personals ist als Einquartierungssache zu behandeln. Wenn die Degradierung der Spital Effekten (nicht Küchengeräthe) gehörig bescheinigt wird, so ist Entschädigung versprochen.

Ich muß im Allgemeinen bemerken, daß, wenn es je möglich war: der Geist der Oeconomie bei den obersten Militärbehörden (oder besser der Wunsch nichts in der Schweiz zu bezahlen) seit dem Einrücken in Paris noch erhöht worden ist. Der Refrain: die Schweiz habe nichts gelitten, alles sey zu theuer, zu hoch in Anschlag gebracht, sie habe ja für ihre Befreyung nichts gethan u. hört man überall und scheint demjenigen, was man zahlen werde, seye es auch noch so wenig, große Wesenheit geben zu sollen. — Bei dem russischen Herrn General Intendanten bin ich noch nicht vorgekommen. — Ich erwarte die Ankunft der Herrn Deputierten der Tagsatzung,<sup>1</sup> (welche Hotel du Nord, rue Richelieu wohnen sollen) um zu sehen, ob sie mit einer Audienz bei dem König nicht verzögert

---

\* oder zu hoch zu stehen käme (Anmerkung Schmiels).

<sup>1</sup> Niklaus Friedrich von Müllinen, Alois von Reding, Heinrich Monod.

werden, und ob ich mich ihrer Suite bei der Vorstellung anhängen dürfe, was wie ich denke, hochdieselben nicht mißbilligen werden.

Ich habe früher vergessen zu melden, daß Befehl gegeben worden, daß alle transportabeln Badegäste nach Oesterreich zurückkehren, die andern aber blos Etappen Verpflegung ohne Bequartierung in den Badhäusern genießen sollen. Das Verpflegsamt wird hiervon bereits benachrichtigt seyn.“ —

Der fünfte Bericht enthält einige Mittheilungen über die allgemeine Lage; und sodann kündigt Schmiel seine Rückkehr an.

#### V. Bericht vom 31. Mai 1814.

„Ich habe Hochdenselben seit 24. d. keinen Rapport gemacht, weil ich in der Zwischenzeit dem Verpflegsamte durch Herrn Oberst Hunziker einige dasselbe betreffende Nachrichten directe gab und weil ich hoffte, abreisen zu können; allein ich wollte doch zuvor den Frieden, die Vorstellung bei dem König und bestimmte Resultate abwarten, wie weit es die hier befindliche Legion Berner mit ihren Bemühungen, um das Aargau wieder zu bekommen, bringen werde;<sup>1</sup> was nun in wenigen Tagen entschieden seyn muß, indem der Friede heute unterzeichnet worden. Der oester. Kaiser wird Morgen oder Uebermorgen früh nach Wien zurückkehren, der russ. Kaiser hingegen so wie der König von Preussen und Fürst Metternich nach England abgehen.

Es ist blos der Friede mit Frankreich abgeschlossen, die Angelegenheiten Deutschlands werden in Wien berichtigt, indessen kennt man einige Hauptgrundsätze: Oesterreich er-

---

<sup>1</sup> Hierüber folgt Näheres weiter unten p. 65 ff.

hält Dresden mit einem Theil von Sachsen, die Lombardey, Tyrol, Salzburg und einen 16 Stunden breiten Landesstrich bis und mit Breisgau; Baden bekömmt dagegen Speyer und Worms; Baiern, Würzburg, Aschaffenburg, Mainz; Zweybrücken, den Hundsrücken; Preußen den Rest an Sachsen, einen Theil der Niederlande mit Luxemburg; Holland erhält den größten Theil derselben und Frankreich noch etwas.

Die Herren freudenreich und Haller sind nach London verreist um über die Berner Fonds zu disponieren: das oest. bekanntlich leicht zugängliche Cabinet, ist für Bern gewonnen, hingegen sind alle andern Minister, Aberdeen, Humboldt, Nesselrode, Stein, Hardenberg und wie bekannt vor allem der Kaiser von Rußland mehr mit liberalen Ideen vertraut und gehen mit dem Zeitgeist. Es wird sich zeigen, wer die Oberhand behalten wird.

Das oesterreichische Hauptquartier wird sich in Basel vereinigen; es ist mir versprochen worden, daß vor der Heimreise desselben, daselbst eine Commision niedergesetzt und einige Zahlung an unsern beträchtlichen Anforderungen erfolgen werde. Auch wird über den Magazinverkauf dort — nämlich über Quantum und Modus — entschieden werden; derselbe ist ohne Anstand bewilligt worden.

In 2–3 Tagen hoffe ich zu verreisen; ich werde mich in Basel nicht aufhalten, da das Militäradministrations Personale zum Theil Etappenmäßig reist, ich folglich Zeit genug habe, wieder dahin zurückzukehren.“ —

Prof. Wilhelm Wechsli sagt in seiner Arbeit über den Durchmarsch der Uliierten durch die Schweiz 1813 und 1814:<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Neujahrsblatt des Waisenhauses Zürich 1908 p. 7.

„Als der große Menschenstrom sich endlich rückwärts wandte, da wurde derselbe, mit sichtlich Schonung der Schweiz, in andere Wege geleitet, wohl schon aus Rücksicht auf die oesterreichischen Finanzen, weil man die Verpflegung auf Schweizerboden zu bezahlen versprochen hatte, dagegen in der freigravität, im Elsaß u. s. w. einer solchen Verpflichtung überhoben war.“

Es läßt sich wohl nicht bestreiten, daß solche Erwägungen im oesterreichischen Hauptquartiere mitbestimmend gewesen sind. Aber die Berichte des Obersten Schmiel lassen uns erkennen, daß doch zuerst die Absicht bestand, einen Teil der Armee durch die Schweiz zurück zu dirigieren, daß aber Schmiels überzeugende Darstellung von der Not im Lande, besonders von den schlimmen sanitären Verhältnissen in unserm Kantone es bei den leitenden Persönlichkeiten dazu brachte, daß die Schweiz diesmal geschont wurde, und daß, wie Wechsli sagt, „einzig die an der großen Heerstraße gelegenen Kantone Basel und Schaffhausen auch beim Rückmarsch in erheblichem Maße in Mitleidenschaft gezogen wurde.“<sup>1</sup> und <sup>2</sup>

Man wird also fortan das Hauptverdienst an der glücklichen Wendung, welche diese Angelegenheit für unsern Kanton und den größten Teil der Schweiz genommen hat, der eifrigen und sachgemäßen Bemühung des aargauischen Gesandten Schmiel im Hauptquartier in Paris zuzuweisen haben. —

Während seines Aufenthaltes in Paris hatte Oberst Schmiel sein Interesse zwischen zwei großen Angelegenheiten, die unsere engere Heimat betrafen, zu teilen.

---

<sup>1</sup> U. a. O. —

<sup>2</sup> Am 16. Juni reiste Schmiel wegen der finanziellen Forderungen nach Basel, wo sich damals ein Teil des oesterreichischen Hauptquartiers aufhielt. Wiederum erhielt er die Zusicherung, daß alles

Die eine ist die eben besprochene Frage des Rückmarsches der Alliierten und der Geldforderungen.

Die andere ist das Verhältnis des Kantons Aargau zu Bern.<sup>1</sup> —

Nach der Schlacht bei Leipzig verwarf die Schweiz die Mediationsverfassung und schickte sich an, die Verhältnisse vor 1798 wieder aufleben zu lassen. Namentlich hoffte Bern mit Hilfe Oesterreichs wieder in den Besitz seiner alten Untertanenlande Waadt und Aargau zu kommen, indessen sämtliche neuen Kantone von Kaiser Alexander I. die Unterstützung und Durchsetzung ihrer Interessen, also vor allem die Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit erhofften. Die Schweiz zerfiel in zwei feindliche Lager; die Tagsatzung der Mehrheit saß in Zürich, die Berner und ihre Freunde beschickten eine Sondertagung in Luzern. Als aber die Bevollmächtigten der fremden Mächte, besonders Rußlands, mit Gewaltmaßregeln drohten, hoben sie die Luzerner Tagsatzung auf und schlossen sich derjenigen zu Zürich an, sodaß diese am 6. April 1814 vollzählig eröffnet werden konnte. — Obschon damit eigentlich die Berner ihre Hoffnungen auf den Aargau als begraben hätten betrachten sollen, gaben sie noch nicht verloren; mit der Wiedereinsetzung der Bourbonen in Frankreich wuchs ihnen neuer Mut, und sie verwendeten alle Kraft darauf, ans Ziel zu kommen. Und als die Alliierten in Paris

---

auf dem rechten Rheinufer zurückgehe; bloß einige Proviantkolonnen müßten das linke Ufer benützen, aber diese hätten auch ihre eigenen Lebensmittel bei sich.

<sup>1</sup> Über dieses Verhältnis unterrichtet die Arbeit von Rudolf Euginbühl, die im 22. Bande der Argovia 1891 erschienen ist. Sie enthält die Briefe, welche in den Jahren 1814 und 1815 an Phil. Alb. Stapfer, der damals für den Aargau in Paris wirkte, gerichtet wurden.

eingerrückt waren, erschien auch dort eine bernische Abordnung und begann die Anstrengungen aufs neue.

Die Aargauer setzten ihrerseits alles daran, ihre Wirksamkeit zu paralyfieren, indem sie durch Stapfer auf Latharpe einwirkten und durch diesen wiederum Alexanders sich zu vergewiffern trachteten.

Eine Mission in dieser Sache hatte nun Oberst Schmiel nicht. Dagegen handelte er durchaus im Interesse seines Kantons und gemäß den Wünschen des gewichtigeren Theils der aargauischen Regierung und wohl fast des gesamten Volkes, wenn er Stapfer in seinen Bestrebungen nach besten Kräften unterstützte. Natürlich lag ihm die Sache selbst am Herzen, und überdies ließen es die Freunde zu Hause, die wahren Freunde des Kantons, die Jakobiner, wie ihre Gegner sie verschrieten, die Regierungsräte Feyer, Herzog und Zimmermann an Aufmunterungen hiezu, an Ratschlägen und Mittheilungen nicht fehlen, und andere schlossen sich an. So gesellen sich zu den Briefen an Stapfer, welche Euginbühl<sup>1</sup> veröffentlicht hat, einige neu-aufgefundene Briefe der Aargauer Freunde an Schmiel, und dazu kommen, ebenfalls bisher noch unbekannt, eine Anzahl Briefe Stapfers an Schmiel.<sup>2</sup> Ihr Inhalt verändert im allgemeinen das uns schon bekannte Bild nicht, rückt aber wohl dies und jenes ins hellere Licht, oder belebt zum mindesten die Farbe des Bildes.

An Stapfer war Schmiel von allen Seiten auf das angelegentlichste empfohlen worden. Zimmermann schrieb nach Paris: „Er hat in den Tagen der Gefahr alles um sich her mit Mut und Kraft erfüllt und war als oberster Leiter und Befehlshaber unseres ganzen Militärs die sicherste Stütze der Erhaltung unseres Kantons.“<sup>3</sup> Ganz ähnlich

<sup>1</sup> S. p. 65 Anm. 1. <sup>2</sup> In Schmiels Nachlaß.

<sup>3</sup> Euginbühl p. 53.

lautete es in einem Briefe des Staatschreibers Kasthofer an Stapfer: „Er hat an unserem Kanton während der letzten schwierigen Zeiten als ein getreuer Beamter gehandelt, unsern Verteidigungsmitteln Haltung und der Regierung selbst, sowie jedem Kantonsbürger, Zutrauen in sich selbst gegeben und sich dafür die allgemeine Achtung erworben.“<sup>1</sup> Und der Stadtschreiber von Aarau, Hürner, sagte: „Sie können ihm das offenste Vertrauen schenken.“<sup>2</sup>

Während seines kurzen Aufenthaltes in Basel schon erhielt Schmiel eine klare Orientierung über die Situation und eine Wegleitung für sich selbst von Bürgermeister Fejzer, der damals als aargauischer Gesandter an der Tagsatzung in Zürich war. Und wenige Tage später folgte sein Kollege Herzog mit ergänzenden Mittheilungen nach. Fejzer schrieb:

Zürich 29 April 1814.

— — — „Bern bauet, wie Sie wissen, alle seine Hoffnung des Aargaus wegen auf das wieder erstandene Haus Bourbon. Es bleibt daher kein Mittel unversucht, auf dasselbe — verderblich für unsern Kanton — einzuwirken. Der dem aarg. Volke angedichtete Wunsch zur Wiedervereinigung mit B. wird neben dem angesprochenen alten Eigenthumsrecht vorangestellt und Anerbiethungen aller Art, besonders zur Truppenstellung, in größerer oder geringerer Zahl, je nachdem der Kanton in seinem Gebieth beschränkter oder ausgedehnter sey, sollen diesem Vereinigungsplan willige Aufnahme verschaffen. Man wird den König, die königl. Brüder und ihre nächste Umgebung für Berns Interesse zu gewinnen suchen; selbst Talleyrand als Praesident des Senats wird durch Jenner von Brunnadern, seinen

---

<sup>1</sup> p. 53. <sup>2</sup> p. 56.

alten Bekannten aus frühern Zeiten gewonnen werden sollen. Ich fürchte zwar für jetzt keineswegs, daß der Kaiser Alexander sein gegebenes und laut ausgesprochenes Wort, dem auch Oesterreich und Preußen sich ergab, zurücknehmen werde; indessen ist es immer wichtig für jetzt und die Zukunft, über die wahre Lage der Sache aller Orten, wo es schicklich und nützlich seyn mag, Licht zu verbreiten.

Unsere besten und wichtigsten Stützen sind für einmal Saharpe und Stapfer; es sollten also vorerst, meines Erachtens, diese beiden Männer von allem, was neuerlich getrieben wird, vollständig unterrichtet und zu eifriger und tätiger Unterstützung unserer gerechten Sache in Anspruch genommen werden, auch wenn Sie Stapfern außer Paris auf seinem Landgute auffuchen müßten.

Sie sollten Sich womöglich auch dem Kaiser von Rußland vorstellen lassen, um bei diesem hochherzigen Monarchen die theilnehmenden Gefühle für das Glück unseres Kantons, die wir bei der Audienz in Basel<sup>1</sup> in Ihm zu erwecken so glücklich waren, wieder anzuregen, wenn sie inzwischen durch feindselige Einwirkungen zerdrückt worden seyn sollten.“

— — — — —  
„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß General Malet mit Aufträgen von Monsieur bereits in Bern, Zürich und andern Kantonen war, um über abzuschließende Militärkapitulationen zu unterhandeln. Sein Auftrag ist nur an die alten Kantone gerichtet und mußte daher bei den Neuen üble Sensation erwecken. Die Sache ward mit diplomatischer Unwissenheit entschuldigt. Indessen mag auch dieses Ereigniß Ihnen Veranlassung geben über die

---

<sup>1</sup> S. Euginbühl p. 52 und ibid. Anmerkung 1.

Zurücksetzung der Neuen Kantone zu klagen und zu versichern, daß bei diesen ebensoviel Bereitwilligkeit und vielleicht noch mehr Kraft zu finden wäre, den Wünschen des französischen Hofes zu entsprechen. In Wirklichkeit muß und kann der Kant. Aargau hierin nicht hinter andern zurück bleiben. Wenn er sich auch nicht im Falle befinden sollte, eine eigene Kapitulation mit Frankreich abzuschließen, so kann er doch zu diesem Ende mit andern Kantonen in Verbindung treten."

Herzogs Brief lautet:

Urau 8. May 1814.

— — — — —

„Unser Große Rath, der mich mit 101 von 103 Stimmen zum Praesidenten erwählte, ist beendigt. Er sprach sich auf eine eben so würdige als kräftige Weise aus. Einstimmig ward beschlossen: 1<sup>o</sup> dem Kleinen Rath für die Erhaltung der Rechte und Unabhängigkeit des Kantons den verdienten Dank des Vaterlandes zu bezeugen. 2<sup>o</sup> Denselben aufzufordern keine Anstrengung noch Aufwand zu ersparen um die allfällig noch fernern Machinationen gegen den Fortbestand des Kantons durch alle zweckdienlichen Mittel zu vereiteln und 3<sup>o</sup> den Kl. Rath für die Erfüllung dieser Pflicht verantwortlich zu machen.“

— — — — —

„Wenn die Berner noch immer mit einem Anhang im Aargau trozen so darfst du auf Ehre versichern, daß außert einigen wenigen gedungenen Lumpen kein redlicher Mann im Aargau lebe, der nicht bereit wäre Gut und Blut für die Unabhängigkeit des Kantons zu opfern. Es ist von hoher Wichtigkeit, daß man diese wahrhafte Stimmung aller Orten bekannt mache und die lügenhaften Ausstreuungen deren sich unsere Feinde bedienen, berichtige.“

In Paris hatte Schmiel schon in den ersten Tagen des Mai Stapfer aufgesucht. Diese erste Unterredung drehte sich um die Notwendigkeit, es sei alles dran zu setzen, daß die Gesandten Oesterreichs und Preußens bei der Tagsatzung, Schraut<sup>1</sup> und Chambrier,<sup>2</sup> die für den Aargau nicht günstig gestimmt waren, durch andere ersetzt würden, welche nicht ausschließlich die Sache Berns besorgten. Und Stapfer übernahm es, Laharpe für diesen Gedanken zu interessieren. Er meldete darüber am 11. Mai an Schmiel:<sup>3</sup>

„Hochverehrter Herr Oberst

Ich habe gestern einige Stunden mit unserm Landsmann Herrn Laharpe zugebracht und ihm gesagt, wie sehr Sie sich um unsern Kanton verdient gemacht haben. Er denkt über die Notwendigkeit die H. H. Schraut und Chambrier zurückzuberufen, und von dem Status quo, worin die Schweiz bey dem Einzug der Alliirten war, als von der einzigen rechtlichen Anarchie verhütenden Basis auszugehen, ganz wie wir. Er glaubte Ihnen zu wissen gethan zu haben, daß er Sie auf den gestrigen Abend erwartete. Da sein Kayser morgen mit den Großherzogen ihn auf seiner Campagne besucht um bey ihm zu speisen, und er dann Muße hat, freyer und ungestörter über manches mit ihm zu sprechen, so hat er mir Noten abgefordert, die ich beschäftigt bin zu redigieren, um ihm dieselben noch heute zuschicken zu

---

<sup>1</sup> S. Euginbühl p. 45. <sup>2</sup> U. a. O. p. 58.

<sup>3</sup> Die Briefe Stapfers an Schmiel, zehn an der Zahl, befinden sich im Nachlaß Schmiels. Weggeblieben sind hier drei Briefchen, welche, gleich wie die in den hier mitgetheilten Briefen unterdrückten Stellen, von einer Geldsumme handeln, die Stapfer dem Obersten für „meinen Vetter Kasthofer“ mitzugeben wünschte.

fönnen. Das hindert mich auszugehen, um Ihnen mein vortrefflicher Mitbürger, einen Besuch abzustatten.

P. A. Stapfer.

N. S. Wenn Sie Gelegenheit haben, den Hh. Zimmermann und Kasthofer zu schreiben, so bitte ich Sie, denselben gefälligst zu sagen, ich werde nicht ermangeln, ihnen zu schreiben, sobald mir vergönnt seyn wird, etwas in Bezug auf unser Vaterland interessantes zu melden, wovon ich sie nicht sonst anderswo unterrichtet voraussetzen kann. Hr. Zimmermann wünscht, ich möchte mich dem Kayser Alexander vorstellen zu lassen, um Ihm für seine Theilnahme an dem Schicksale des K. Aargau zu danken. Ich habe deswegen mit unserm Loharpe gesprochen. Allein wir finden beide, daß ich einen solchen Schritt nur auf einen von der Ks. Regierung speziell erhaltenen Auftrag hin thun könnte.“

Die Noten, welche Stapfer für Loharpe auszuarbeiten hatte, enthielten offenbar eine Zusammenstellung der aargauischen Gesichtspunkte, die dieser bei seiner Unterredung mit Alexander zu verwerten gedachte.<sup>1</sup> Und die gewünschte Empfehlung eines offiziellen Auftrages hat Folge erhalten; denn Stapfer nahm dann an der Vorstellung der eidgenössischen Gesandten bei Alexander teil.

Die Briefe Schmiels an Stapfer lassen trotz ihrer geringen Zahl deutlich erkennen, mit welcher Umsicht und Aufmerksamkeit er allem nachgeht, was zu Aargaus un-

---

<sup>1</sup> Wie sehr es nötig war, Loharpe auch in richtiger Form auf dem Laufenden zu erhalten s. bei J. Wydler, Renggers Briefwechsel II 161 f. Vgl. dazu Stapfer an Schmiel 25. Mai 1814: „Die in Eile abgenöthigte Ausarbeitung eines ziemlich ausführlichen Aufsatzes, den mir H. Loharpe vorgestern abforderte. . . .“ (Nachlaß Schmiels.)

gunsten wirken könnte. Jetzt hat er ein Gerücht zu melden, das ihm in Paris zu Ohren gekommen ist, jetzt sind es Nachrichten aus der Heimat, die ihn beunruhigen.

So vernimmt er von einem gewissen Vaucher, der häufig mit den Agenten der englischen Gesandtschaft verkehrt, die Allarmnachricht, daß Lord Castlereagh den Auftrag habe, die Angelegenheiten der Schweiz zu regieren, daß ein englischer Gesandter nächstens hinreise, um die XIII Orte wieder herzustellen, und daß die Mächte England hiebei freie Hand lassen wollten.

Stapfer antwortet auf diese Mitteilungen (14. Mai):

— — — — —  
„Vauchers Nachrichten sind allerdings der Aufmerksamkeit nicht unwert, allein wohl zum Theil nur Antichambre-Geschwätz.“ . . . . .

„Den gestrigen Tag brachte ich mit dem H. Ancillon<sup>1</sup> und dem Minister Humboldt<sup>1</sup> zu. Wir sprachen viel von unsern Angelegenheiten. Heute speise ich mit Lord Landsdown und einigen andern Engländern von Range, u. a. mit einem Unverwandten von Lord Castlereagh. Erfahre ich etwas Bedeutendes, so eile ich es Ihnen mitzuteilen.“

Vierzehn Tage später kamen neue, sehr allarmierende Mitteilungen aus der Heimat.

Es schrieb nämlich Heinrich Remigius Sauerländer<sup>2</sup> unterm 19. Mai:

— — — — —  
„Ich glaube es als guter Bürger für meine Pflicht zu halten, Sie zu benachrichtigen, daß ich heute von unserm

---

<sup>1</sup> Joh. Friedr. Ancillon und Wilhelm v. Humboldt, preussische Staatsminister.

<sup>2</sup> H. R. Sauerländer, Verlagsbuchhändler in Aarau 1776—1747 f. N. Nekrolog der Deutschen 1847 p. 400 ff.

Freund (u. Fr. Br.) in Bern die gegründete Nachricht erhielt, die Berner Gesandtschaft habe in ihrer geheimen Instruktion den Auftrag von ihrer Regierung, selbst die ganze Summe, der an die engl. Bank noch zu machende Forderung in London daran zu wagen, wenn man dadurch es möglich machen könnte, das Aargäu wieder zu erhalten. Sie sehen daraus, lieber Freund, welche Verzweiflung in diesen Menschen kämpft, und wie sie das Letzte und Beste und Aeußerste daran wagen, um zu Ihrem Zweck zu gelangen. — Daß Bern mit ein Paar Millionen England bestechen könnte, ist eine Idee, die freilich nur in einem Berner Kopf gedacht werden kann.“ —

— — — — —

In der That hatte auch Schmiel in Paris vernommen, daß die beiden Berner Gesandten Haller und Freudenreich nach London abgereist seien, wo sich jetzt auch Canning befand, und er brachte die beiden Meldungen natürlich sofort in Zusammenhang; indem er sie an Stapfer weitergab, legte er auch einen Brief Zimmermanns<sup>1</sup> bei, in welchem dieser die Aargauer in Schutz nimmt gegen eine im Unmut hingeworfene Bemerkung Stapfers „daß die einen immer intriguierten, die andern nur immer jammern, statt fest aufzutreten“. Auf beides bezieht sich Stapfers Antwort vom 27. Mai:

„Ich danke Ihnen, hochgeehrter Herr Oberst für Ihre interessante Mitteilung: noch heute gedenke ich davon Gebrauch zu machen.

Ich habe die Ehre, Ihnen den Brief unseres trefflichen Freundes Zimmermann zurückzusenden. Die Zeile, über die er klagt, ward geschrieben, ehe ich von allem, was

---

<sup>1</sup> Brief Zimmermanns vom 16. Mai. — Die Äußerung Stapfers hatte er in einem Briefe an Feer gelesen.

man im Aargau für die Behauptung seiner Rechte gethan, nirgend etwas erfahren hatte. Lah. war damals sehr ungehalten auf seine Freunde und Feinde in der Schweiz zugleich; und seine Unzufriedenheit hatte mit zu meiner Verstimmung beygetragen, weil er damals meine einzige Geschichtsquelle war. Es versteht sich, daß ich ihn immer bey guter Laune zu erhalten suchte, oder der Ungerechtigkeit zeihete. Er sah H. Zimmermanns Briefe, und den Ausdruck der Dankbarkeit des Aargaus für seine Verwendung.

Mehr als man gethan konnte wohl nicht geschehen. Auch glaube ich den Kanton gerettet. Haben Sie die Güte, wenn Sie ihm schreiben, meine herzlichsten Grüße zu melden, und ihn meiner treuen Ergebenheit zu versichern.

Mit unwandelbarer hochachtungsvoller Ergebenheit Ihr

27. May 1814

P. A. Stapfer.

Ich war gestern Abend bey d. Hrn Monod und Laharpe ohne sie anzutreffen: sie waren beide im Odeon. Lah. hatte mich, wie ich höre, vorgestern erwartet. Wenn etwas zu meiner Kunde kommt, gebe ich mir sogleich die Ehre es Ihnen mitzuteilen."

In die düstern Ausichten fällt gelegentlich ein Lichtstrahl. So schreibt Herzog an Schmiel:

21. May 1814.

"Hr. Graf von Capo d'Istria ging gestern hier durch um sich in Eile nach Paris zu begeben, wo er wahrscheinlich vor dem gegenwärtigen anlangen wird. Ich sah ihn einen Augenblick, er sprach von der Existenz unseres Kantons wie von einer Sache, die auch nicht dem mindesten Zweifel unterworffen sein könne."

Allein auch diese Hoffnung verflüchtigte sich wieder. Capo d'Istria reiste von Aarau über Bern weiter, und hier änderte er seine Ansicht; nicht um den Bernern zu

gefallen, sondern weil ihm die Erfüllung der Wünsche der Berner für die Ruhe der Schweiz durchaus notwendig erschien.

Und immer deutlicher meldeten sich die Gerüchte, daß nun auch das Frickthal in den Handel hineingezogen werden solle.

Genaueres hierüber erfuhr Schmiel durch Zimmermann:

23 May 1814.

— — — — —  
„Eine neue Intrigue, welche im Wurf ist, erregt uns (indefß) neue Besorgnisse — — —.

Vorgestern nun erklärte der zweyte Gesante Herr Stürler, nach der Abwesenheit des H. v. Mülinen aus Anlaß einer neuen Polizei-Geschichte bei uns dem Herrn Fexer:

Unser Schicksal hänge von höherer Zustimmung ab, und wie er wisse, werde durch das Frickthal und Oestreichs diesfalsige Erklärung das Aargau an Bern zurückfallen — dann könne Frickthal und Baden den Kanton bilden! —

Herr Stürler sagte dieses mit so vieler Zuversicht, als wäre diese Sache schon wirklich gar keinem Zweifel mehr unterworfen.“

— — — — —  
„Ich bitte Sie nun dringend mein verehrtester Herr und Freund, ohne allen Verschub, weil jetzt am Ende alle Stunden wichtig sind, unsern edeln und vortrefflichen Stapfer davon in Kenntniss zu setzen, damit dieser fatale Streich, wenn er Grund hat, durch seine Verwendung bei Caharpe, von uns abgeleitet werde.“

— — — — —  
„Herr Stürler hat Herrn Fexer gesagt, er (der Aargau) bleibe dann ein rein katholischer Kanton; allein diese Lehre aus solchem Munde hatte allzuviel ähnliches mit jener vom

fuchse in der fabel gegen den Raben, als daß sie hätte Eingang finden können."

Gegen Ende Mai standen die Aussichten des Aargaus ganz schlecht. Das fühlte man offenbar auch in der Heimat; daher die dringliche Aufforderung Herzogs an Schmiel, in seiner Tätigkeit nicht zu erlahmen:

Arau 29. May 1814.

— — — — —  
„Der Grund, warum ich Dir heuthe nur in Eile diese wenigen Zeilen adressiere ist Dich zu bitten für den Augenblick ja nicht an Deine Rückkehr zu denken, sondern, einweilen noch auf deinem wichtigen Punkt stehen zu bleiben bis Du etwas entscheidend gutes uns sagen kannst. Es ist von hoher Wichtigkeit daß Du suchest St[apfer] und L[aharpe] beständig für uns in Thätigkeit zu erhalten und uns von allem zu unterrichten und also bleibe Du nur ruhig auf Deiner Stelle."<sup>1</sup>

Aber auch in Paris deuteten alle Zeichen auf schlimmen Ausgang. Von Rouyer<sup>2</sup> hatte Schmiel erfahren, „daß Herr Talleyrand Hrn v. Müllinen sehr wohl leiden möge, daß er sich über ihn vorgestern sehr vorteilhaft geäußert habe, und daß die Berner nichts unversucht lassen, um in diesem entscheidenden Augenblick die Vereinigung des Aargaus zu bewirken.“

Und so lautet denn auch der nächste Brief Stapfers keineswegs tröstlich:

30. May Montag um 1 Uhr Morgens.

„Ich komme, hochgeehrter Herr Oberst, von einer 3stündigen Unterredung mit H. Laharpe zurück und bin

---

<sup>1</sup> Es ist anzunehmen, daß Schmiel diesen Brief nicht mehr in Paris erhalten hat.

<sup>2</sup> S. Euginbühl p. 69 und ibid. Anmerkung 1.

viel weniger beruhigt als gestern. Oesterreich hat sich engagiert, das Berner Territorium im Aargau zu vergrößern; die Bourbons unterstützen diesen Vorschlag und der Russische K., des ewigen Haderns müde, dürfte am Ende nachgeben, um zum Schlusse zu kommen. Heute Morgen gegen 9 Uhr gehe ich mit H. Monod zu H. Capo d'Istria. Scheinen die Sachen keine befriedigende Wendung nehmen zu wollen, so muß man vielleicht sich wenigstens erträgliche Bedinge zu erkämpfen trachten. Äußerst leid thut es mir, daß mein Freund Kengger nicht hier ist. Er kennt die jetzige Lage der Dinge bei der Schweiz genauer als ich, und wüßte bessern Bescheid. Die Regierung hätte ihn hieher senden sollen.

Graf Neßelrode sagte unserem Gesandten heute, nachdem sie zwey Stunden auf Audienz gewartet, der Kayser sey so überhäuft, daß Er sie erst Dienstags empfangen könne. Die Hh. Roux<sup>1</sup> [Lücke im Papier] sind sehr gut gestimmt.

Ich werde fortfahren, Ihnen was ich erfahre, ohne Verzug mitzutheilen. Haben Sie die Güte das nämliche zu thun. H. Laharpe ist von der Bernerischen Verkommniß mit Oesterreich wegen des Frichtales unterrichtet. Mit unwandelbarer Ergebenheit der Ihrige

D. A. Stapfer.

Haben Sie die Gefälligkeit mich bey unsern Freunden Zimmermann, Feer, Kasthofer und Rothpleß zu entschuldigen, daß ich ihnen zu antworten zögere. Ich werde es mit ungetrübtem Vergnügen nur dann thun können, wenn ich sie gänzlich zu beruhigen im Stande seyn werde."

---

<sup>1</sup> Mr. Roux, chef de la division du midi au ministère des relations étrangères (Mitt. Rouyers an Schmiel Paris 2. Juni 1814.) S. auch Euginbühl p. 69 Anmerkung 2.

Noch am selben Tage folgte ein zweites Billet, das an die Unterredung der Gesandten mit Nesselrode anknüpft und welches zeigt, daß Stapfer die Lage für sehr ernst, aber doch nicht hoffnungslos ansieht; immerhin denkt er schon an die Möglichkeit, daß der Aargau unter Umständen sich zu Konzessionen herbeilassen müsse.

„Der Graf giebt uns bestimmten Rath, den Fürsten Metternich dazu zu bewegen zu suchen, daß Oesterreich die Berner, denen diese Macht eine Indemnität an Territorium und zwar im Aargau versprochen hat, zwingen sich entweder mit wenigen Dörfern zu begnügen oder sich Münsterthal und Erguel zutheilen zu lassen. Ich habe den Morgen mit Besuchen aller Art zugebracht, um diesem Herrn beyzukommen, und bin nicht ohne Hoffnung, durch den Pr[inzen] v. Benevent<sup>1</sup> auf ihn vielleicht einwirken zu können. M[etternich] sagt man, sey sehr leicht zu gewinnen. Sie kennen wohl noch besser als H. Monod und ich seine Umgebungen, die mir leider! ganz fremde sind. M[etternich] beyzukommen, ist cardo rei. Dann sind wir gerettet.

Morgen Vormittag habe ich die Ehre, Ihnen von dem Erfolg meiner Schritte Rechenschaft zu geben. Mit Hochachtung und Ergebenheit Ihr

30. May 1814.

P. A. Stapfer.“

Zwei Tage später empfängt Schmiel ein Briefchen, das wieder hoffnungsfreudiger klingt:

„Ich habe nun wieder, mein verehrtester Herr und Mitbürger, die besten Hoffnungen. Was mir der Minister Humboldt sagte und versprach, tröstete mich kräftig. Und da unser Saharpe vorgestern und heute mehrere Stunden ganz allein mit seinem Kayser zugebracht, so bin ich bey nahe einer durchgreifenden Erklärung zu unserer Beruhi-

---

<sup>1</sup> Der Minister Talleyrand.

gung versichert. Denn ich habe ihm Montag Abend die Folgen einer Absorption des Aargäus so auseinander gesetzt, daß er mir die schleunigste und eifrigste Abwendung des Gewitters feyerlich zusagte.

Hier habe ich die Ehre, den gefälligst mitgetheilten Brief beyzulegen. Die von H. Zimmermann überschriebenen Nachrichten stimmen mit denen, die wir hier eingezogen, ganz zusammen. Haben Sie die Güte diesem vortrefflichen Freund meine herzlichsten Empfehlungen zu machen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit Ihr

d. 1. Juny 1814.

P. A. Stapfer.

Morgen früh habe ich rendez-vous bey Hrn. La Bénardière, Directeur général des travaux politiques und des Pr. v. Benevent rechtem Arm."

Und der letzte Bericht vom 2. Juni tönt wie eine Siegesfanfare:

„Alles geht vortrefflich, theuerster Herr Oberst; Alexander hat gestern wie ein Engel gesprochen, und nicht bloß sich bestimmt erklärt, er würde in Hinsicht auf die Grenzen des K. Aargau nie Meinung ändern, sondern auch alle Einwürfe des Schultheiß v. Müllinen mit eben der Sachkenntniß und eben der Wärme widerlegt, mit der wir hätten sprechen können. Also können Sie unsre Freunde sehr beruhigen. Mich freut, daß Sie die Rückreise mit heiterm Sinne antreten, und diese erquickende Nachricht nach Aarau bringen können. Ich empfehle mich, mein verehrter Herr, Ihrem werthen Andenken, und bitte Sie die nochmalige Versicherung meiner Gesinnungen wahrer Hochschätzung und unwandelbarer Ergebenheit zu genehmigen.

2. Juny 1814.

P. A. Stapfer."

Und so verließ denn Schmiel mit heiterm Herzen die französische Hauptstadt und fuhr der Heimat zu. Wenn es ihm auch nicht beschieden worden war, die fürstlichen Persönlichkeiten von Aug zu Aug zu sehen — auch mit Saharpe scheint er nicht zusammen gekommen zu sein — so vermochte er sich mit den erzielten Resultaten vollauf zu getrösten. Seine Ankunft in Aarau (8. Juni) mit den guten Berichten erregte die größte Freude, die um so lebhafter war, als „man eben Nachts zuvor und des Morgens durch ungünstige Nachrichten über den Zustand unserer Angelegenheiten in Paris geängstigt worden war“.<sup>1</sup> „Wie ein elektrischer Schlag, schrieb Herzog an Stapfer,<sup>2</sup> hat sich seit Schmiels Ankunft ein lauter Ausdruck von Freude in unserm ganzen Lande verbreitet.“ Und ähnlich lautet es in manchem andern Briefe. Den ersten Dank für die Rettung des Kantons erntete natürlich der Überbringer der frohen Botschaft: er wurde aufs beste bewillkommnet, und die Musikgesellschaft brachte ihm noch des Nachts eine Serenade. Und doch war er an dem glücklichen Ausgange der Angelegenheit so viel weniger beteiligt als Stapfer und Saharpe, denen ja das eigentliche Verdienst zukommt. Hinter dieser Errungenschaft verblaßte für den Augenblick der Haupterfolg Schmiels, den er in Paris durch eigene Energie erkämpft hatte: die Bewahrung des Kantons vor der Last eines erneuten Truppendurchmarsches. Auch wieder ein Zeugnis dafür, daß die Ideen mächtiger auf das menschliche Gemüt wirken als die materiellen Interessen. Aber vergessen war er darum doch nicht. Als nach der Annahme der neuen Verfassung die Wahlen kamen, wurde er nur deshalb nicht schon jetzt in den Kleinen Rat gewählt, weil er, was damals Erfordernis war, noch nicht dem Großen Rate angehörte. Man wählte also, wie feer

---

<sup>1</sup> Euginbühl p. 71. <sup>2</sup> Euginbühl p. 73.

(2. März 1815) an Stapfer berichtete, „einstweilen einen Freund von ihm in den Kleinen Rat, der diese Stelle weder behalten kann noch will und also zur schicklichen Zeit austreten wird, um ihm Platz zu machen“.<sup>1</sup> Inzwischen wurde Schmiel zu Rheinfelden in den Großen Rat gewählt.

## Der Feldzug gegen Frankreich 1815.

Während der napoleonischen Feldzüge wurden schweizerische Truppen, darunter auch aargauische, mehrmals an die Grenze berufen um die Neutralität zu decken; so im Herbst 1805, im Sommer 1809 und im Winter 1813. Allein zu einer ernsthaften Probe ihrer Brauchbarkeit ist es dabei nicht gekommen.

Während des Jahres 1814 und anfangs 1815 stand unser Kanton unter dem Drucke der Feindseligkeit Berns, von dem auch wohl ein Handstreich mit bewaffneter Macht nicht ausgeschlossen schien. Eine gewisse Nervosität hatte Regierung und Bevölkerung ergriffen, und die Unsicherheit, in der man sich befand, führte einigemale zur Mobilisierung eines Theils der Streitkräfte. Oberst Schmiel war jeweilen zum Kommandanten ausersehen; freilich während der größten Kraftentfaltung, anfangs Juni, war er noch in Paris oder auf der Heimreise, weshalb ihn Oberst Joh. Herzog im Kommando ersetzte. Wie man weiß, blieben glücklicherweise die Schwerter in der Scheide. Dagegen sind alle Berichte des Lobes voll über den guten Geist und die

<sup>1</sup> Euginbühl p. 136 f.

Opferwilligkeit der aarg. Truppen und ebenso über ihre militärische Haltung, so daß am Erfolge eines Widerstands gegen Angriffe der Berner nicht gezweifelt wurde.

Zu einer ernsthaften Prüfung konnte sich aber das militärische Aufgebot gestalten, das im Frühling 1815 erging, als die Alliierten von neuem gegen Napoleon ins Feld rückten und die Beachtung der schweizerischen Neutralität neuerdings in Frage stand.

Über diesmal galt es nicht bloß die Grenze gegen den Durchmarsch fremder Heere zu schützen — mußte man nicht erwarten, daß der Zorn des Kaisers, wenn er Sieger würde, sich besonders gegen die Schweiz entladen würde?

So bot denn die Tagsatzung Truppen in einer Stärke auf, wie sie bei uns schon lange nicht mehr gesehen worden war; denn allmählich stieg ihre Zahl bis auf 40,000 Mann. Oberbefehlshaber war General Franz Miklaus von Bachmann=An=der=Letz von Glarus.

Die Armee hatte anfänglich folgende Aufstellung:<sup>1</sup>

Der linke Flügel, gebildet durch die erste Division unter Oberst von Gady, stand im Waadtlande; eine ihrer vier Brigaden deckte Genf.

Den rechten Flügel, nämlich die Linie vom Neuenburger See bis Basel, bildeten drei Brigaden der zweiten Division, vorläufig unter Oberst Fuesly.

Dahinter, d. h. auf Hauenstein und Paßwang, sammelte sich eine Reservebrigade, deren Kommando an Oberst Schmiel übertragen wurde; sein Adjutant war der eidgenössische Stabshauptmann Rodolph.

---

<sup>1</sup> f. Dinner, General, U. f. v. Bachmann • An=der=Letz und seine Beteiligung am Feldzuge von 1815, Jahrb. des histor. Vereins des Kantons Glarus 10. Heft 1874 p. 32 ff.

Nach damaligem Brauche vermied man es bei uns, die Heeresteile aus den Truppen eines Kantons und etwa seiner Nachbargebiete zu bilden; man trachtete im Gegenteil darnach die größern Truppenkörper aus Einheiten der verschiedensten Landesgegenden zusammenzusetzen. Auch kannte die damalige Heeresorganisation den Regimentsverband nicht, sondern die Einheiten unterstanden direkt dem Brigadeforommandanten.

Schmiels Brigade bildete sich allmählich aus folgenden Truppen:

Jägerbataillon Siegfried aus dem Aargau  
Bataillon Daniely aus dem Kanton St. Gallen  
" Rickenmann ebenso  
" Kienzli aus dem Kanton Zürich  
" Pozzi " " " Tessin  
" von Toggenburg aus Graubünden  
" Neff aus Appenzell A.=Rh.

Schützenkomp. Scherer aus dem Kanton St. Gallen  
" Mayor aus der Waadt  
Art.=Division Haller aus dem Aargau

Dazu kam ein Zug Kavallerie aus dem Kanton Basel; im ganzen also 7 Infanteriebataillone, drei Schützenkompagnien, eine Artillerie-Division (Batterie) und etwas Kavallerie.

Ähnlich waren auch die übrigen Brigaden zusammengesetzt.

Man wird diese Organisation nicht als eine besonders glückliche bezeichnen können. Was an Spezialwaffen zugeteilt wurde, ist doch zu geringfügig, als daß die Brigade zu einer kleinen Division geworden wäre, d. h. zu einer Einheit, welche eine Aufgabe von irgendwelcher Bedeutung hätte selbständig lösen können. Mangelhaft war es aber besonders, daß keine Zusammenfassung von Einheiten

zu Regimentern oder Halbbrigaden bestand; denn wenn so viele Einheiten durch eine Kommandostelle geleitet werden müssen, wird die Befehlsgebung und die Führung schwerfällig und schwierig. Das gilt in erhöhtem Maße für einen Kriegsschauplatz, wie ihn der Jura bietet.

Am 23. März teilte Oberst Schmiel seiner Regierung mit, daß er nun in den eidgen. Dienst getreten sei und sein Hauptquartier in Olten etabliert habe. Doch die Truppen rückten erst allmählich in die Linie. Auch die Ordre de Bataille änderte sich noch. Denn anfangs Mai wurden von der zweiten Division zwei Brigaden, darunter diejenige Schmiels abgetrennt und als dritte Division unter dem Kommando des freiburger Obersten Karl Philipp d'Affry<sup>1</sup> vereinigt, und zu ihnen stieß gegen Ende Juni die Brigade Abyberg, die aus den vier vom französischen Dienste zurückgekehrten Schweizerbataillonen gebildet worden war.<sup>2</sup>

Seit dem ersten Tage des Mai begannen die Einwirkungen der Mächte auf die Tagsatzung, welche den Anschluß der Schweiz an das große gegen Napoleon gerichtete System bezweckten. Diese Absicht stieß aber vielerorts auf Widerstand; denn man zog dem Anschluß an die Alliierten die Aufrechterhaltung einer strikten Neutralität vor. Gerade für einen Kanton wie der Aargau war dieser Standpunkt nach den Erfahrungen des Jahres 1814 der gegebene. So nur läßt es sich erklären, daß um die Mitte

---

<sup>1</sup> 1772—1818, der Sohn Louis d'Affry's, des bekannten Landammanns der Schweiz; er war eben aus Frankreich zurückgekehrt, wo er unter Napoleon in Spanien und Rußland erst ein Bataillon des 3. Schweizerregiments und dann das 4. Schweizerregiment befehligte. Vgl. U. Maag, Gesch. der Schweizertruppen im Kriege Nap. I in Spanien und Portugal II 476.

<sup>2</sup> J. Wieland, Die Kriegsgeschichte der Schweizer. Eidgenossenschaft bis zum Wiener Kongreß 1879 II 380 f.

Mai, als die oesterreichischen Truppen sich der Grenze näherten, Oberst Schmiel mit seiner Brigade die Stellung am Hauenstein verließ und in den Aargau, in die Gegend von Laufenburg zog.<sup>1</sup> Ein Befehl war für diesen Marsch, der den Intentionen des Generals keineswegs entsprach, freilich nicht gegeben worden; es scheint mir aber auch nicht wahrscheinlich, daß Oberst Schmiel die Unternehmung eigenmächtig ins Werk gesetzt habe. Vielmehr möchte ich annehmen, daß er einem Winke seiner Regierung folgebend zur Deckung der Kantonsgrenze herbeigeeilt sei. Ein ausdrücklicher Befehl rief natürlich die Brigade sofort wieder zurück.

Seit die Tagsatzung am 20. Mai nun doch in eine Konvention mit den Alliierten gewilligt hatte, handelte es sich nur noch um den Schutz der Grenze gegen Frankreich, und so wurde die Reservebrigade Schmiel bis Basel zur Verstärkung des rechten Flügels herangezogen.

Die Konvention vom 20. Mai wurde der Armee in einer Proklamation der Tagsatzung (vom 10. Juni) durch Tagesbefehl des Obergenerals (12. Juni) bekannt gemacht. Die Truppen nahmen die Kundmachung im allgemeinen gut auf, beruhigt durch Sätze wie der folgende: „Ihr sollet durch Verteidigung des vaterländischen Bodens zum großen Zwecke mitwirken Europas Ruhe und Frieden herzustellen.“ — Die Konvention erlaubte den Verbündeten im Falle der Not über Schweizergebiet zu marschieren, was die Oesterreicher auch benutzten, um über Wallis in die Waadt zu

---

<sup>1</sup> 5. Jahrb. des histor. Vereins des Kantons Glarus, 10. Heft. 1874 p. 46 f., 54. — Jahrb. des hist. Vereins des Kantons Glarus, 14. Heft 1877, fr. Dinner: General Bachmann, sein Biograph Em. Friedr. von Fischer und das Cordonsystem in seinen Beziehungen zum Gebirgskrieg. p. 102. — Sonst habe ich diesen Marsch der Brigade nirgends erwähnt gefunden.

gelangen und durch Basel gegen Frankreich (25. und 26. Juni) vorzurücken.

Seit Mitte Mai befand sich Oberst Schmiels Hauptquartier in Münchenstein,<sup>1</sup> die Bataillone auf die umliegenden Dörfer verteilt. Hier hielt am 29. Juni zwischen Basel und Allschwil der Erzherzog Johann Revue über die ganze 3. Division: 4 Art.-Divisionen, 3 Scharfschützen-Komp., 13 Bataillone, 2 Komp. Jäger zu Pferd. „Die schöne Haltung dieser Milizen erzeugte allgemeine Zufriedenheit.“<sup>2</sup> —

Indessen war die Kunde von wichtigen Ereignissen in die Schweiz gekommen: Napoleon war bei Waterloo am 18. Juni geschlagen worden, die Alliierten waren ihm nach Frankreich gefolgt und rückten gegen Paris vor. Da geschah es, daß die Festung Hüningen ganz plötzlich anfing, die Stadt Basel mit Bomben zu überschütten. Einen wesentlichen Schaden hatte diese Beschießung zwar nicht zur Folge, wohl aber versetzte sie manche Kreise der Bevölkerung der Schweiz und einen Teil der Truppen an der Grenze in große Aufregung und in kriegerische Stimmung, die beständig genährt wurde durch fecke Übergriffe, welche sich die französischen Freikorps an der Grenze zu schulden kommen ließen. Auch die Bevölkerung der Franche Comté litt unter diesen Freikorps, und so baten verschiedene Grenzorte geradezu die eidgen. Truppen, sie durch eine Besatzung aus ihrer Mitte zu schützen.

All diese Gründe, zu denen noch persönliche kamen, brachten den General Bachmann zum Entschlusse, mit seiner Armee ebenfalls in Frankreich einzurücken. Er erließ am 29. Juni einen Tagesbefehl, der diese Absicht deutlich

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv AA Nr. 1 B 67 ff.

<sup>2</sup> Wieland, Die Kriegsgesch. d. Schweiz. Eidg. II 378.

erkennen ließ. Schmiel berichtete seiner Regierung am Tage darauf (nachts 12 Uhr),<sup>1</sup> die Division breche aus ihren Standorten auf und marschiere am 1. Juli nach Delsberg, am 2. nach Tavannes und am 3. nach Biel, und fügt dann bei: „Es ist wahrscheinlich, daß man die Schweiz in den offensiven Krieg ziehen will; der beiliegende Tagesbefehl [des Generals vom 29. Juni] läßt hierüber wenig Zweifel; bei mir herrscht hingegen großer Zweifel darüber, wer im Stande seyn würde, die Truppen über die Grenze zu führen, solange wenigstens die Tagsatzung sich nicht für die Offensive erklärt.“

Die Regierung gab zur Antwort, ihre Gesandten bei der Tagsatzung seien instruiert, diesen Tagesbefehl zu mißbilligen.

Währenddem die dritte Division ihren Marsch zur Konzentration vollzog, war es an der Pruntrut- und an der Waadtländer Grenze schon zu Feindseligkeiten gekommen, die zur Besetzung des Schlosses Blamont und des Städtchens Jougne führten.

Von der kriegerischen Stimmung war gerade die dritte Division am wenigsten ergriffen worden.<sup>2</sup> Die Gerüchte von einem beabsichtigten Einmarsche nach Frankreich fanden bei dieser Truppe, die sich auf die Zusicherung der Tagsatzung verließ, es handle sich nur um eine Grenzbesetzung, keine freudige Aufnahme. Wie Schmiel seine

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv AA Nr. 1 B 75.

Die Regierung Aargaus nahm diesen Bericht „mit höchsten Befremden und dem gerechtesten Unwillen“ auf. Prot. des Reg. Rats 1815 p. 279 Staatsarchiv. — Abschied der Tagsatzung in Zürich 1814 und 1815 III 357.

<sup>2</sup> S. den Bericht des Generalquartiermeisters Finsler in C. Hilty, Eidgenössische Geschichten. Dritte: Die Restauration, erste Abteilung. Politisches Jahrbuch der Schweiz. Eidg. Dritter Jahrg. 1888 p. 377 u. f.

Leute beurteilte geht aus seinem Berichte an die Regierung vom 4. Juli hervor, den er aus Biel absendete:

— — — „Der schnelle Abmarsch meiner Brigade und die Conzentrierung einer starken Truppenmasse bei Neuchâtel und Biel hat die Truppen unruhig gemacht, zumal da selbst sehr wenige Offiziere sich orientieren konnten und an einen Einmarsch in Frankreich glaubten; ich hatte daher alle Mühe sie zu beruhigen. Das Bat. Siegfried war am leichtesten zufrieden zu stellen, da es mich am besten kannte und wissen konnte, daß ich es nicht täuschen würde; bei den andern Bat. samt und sonders mußte ich schon schwerere Beteuerungen machen. — Ich fand mich verpflichtet, dem H. Divisions-Commandanten von dieser Stimmung Kenntnis zu geben, wofür er mir sehr dankte, mir aber bemerkte, es dürfte wohl seyn, daß die Tagsatzung sich zum Offensiv-System verstünde, worauf ich ihm erwiderte, dies würde das bestehende Verhältnis ändern; allein solange man befürchtet durch militärische Operationen gegen den von der hohen Tagsatzung ausgesprochenen Willen, den sie den Truppen bekannt gemacht hat, gebraucht zu werden, wird die Stimmung nie anders zu lenken seyn; es würde selbst sehr schwer halten, Ordnung handzuhaben und die Truppen über die Grenzen zu führen, wenn die Tagsatzung sich für die (freilich igt wenig ehrenvolle)<sup>1</sup> Offensive erklären würde; dies würde indessen dennoch bei jenen Truppen eher gehen, deren Mannschaft Zutrauen zu ihren Offizieren hat, als bei denen, deren Offiziere immer für die Soldaten das Wort führen, den Krieg provocieren, aber die Gesinnungen ihrer Leute nicht kennen, weil sie diesen fremd blieben.“ — — —

<sup>1</sup> da es ja nun nicht mehr einen feind zu besiegen galt. Diese Auffassung Schmiels teilten damals viele Offiziere. S. 3. B. Jahrb. des histor. Vereins des Kts. Glarus 1874 p. 63; 1877 p. 107.

Inzwischen hatte sich nun auch die Tagsatzung mit dem Tagesbefehle Bachmanns vom 29. Juni befaßt und war zu einem einstimmigen Beschlusse gelangt, welcher die darin zu Tage tretenden offensiven Absichten mißbilligte.<sup>1</sup> Die aargauische Regierung säumte nicht, dem Obersten Schmiel das Aktenstück durch einen Offizier zuzustellen (4. Juli) und ihm dazu folgendes zu bemerken:<sup>2</sup>

„Das einmütige Konklusum, so wie dasselbe wörtlich dem eidgen. Obergeneral aus Anlaß seines Tagesbefehls vom 29 VI von der Tagsatzung zugestellt wurde, ist uns heute zugekommen. Obschon dasselbe dasjenige enthält, was Wir Ihnen Auszugsweise aus dem Bericht der Gesandtschaft gestrigen Tages mittheilten: so werden Sie sich doch selbst überzeugen, daß das Konklusum in sehr schonenden Ausdrücken abgefaßt und die Mißbilligung so milde ausgedrückt ist, daß der Beschluß selbst von seiner nöthigen Bestimmtheit verliert, obgleich der gewünschte Sinn doch nicht verkannt werden kann. In diesem Umstand finden Wir einen Grund mehr, Ihnen dieses Konklusum seinem ganzen Inhalt nach zur gehörigen Kenntnis und Ihrer bekannten Klugheit gemäß zum beliebigen Gebrauche mitzutheilen.“

Wer diese Sätze liest, wird sich schwerlich verhehlen, daß es der aargauischen Regierung darauf ankam, dem Obersten Schmiel gegenüber die „nötige Bestimmtheit“, welche das Konklusum vermiffen ließ, nachzuholen; und ebenso ist es einleuchtend, daß unter dem Ausdrücke „zu beliebigem Gebrauche“ nur ein ganz bestimmter Zweck verstanden werden konnte. Schmiels sofortige Antwort (5. Juli, von Biel aus) läßt erkennen, wie er den Wink aufgefaßt hat.

---

<sup>1</sup> Hüly Jahrb. 1888 p. 376 f. <sup>2</sup> Staatsarchiv AA Nr. 1 B 81.

„Herr Oberl. Aeschbach ist diesen Morgen 4<sup>h</sup> ange-  
langt und hat mir das Conclusum überbracht, welches  
mir die hohe Regierung gütigst mitzuteilen beschloß.

Aus meinem Schreiben von Gestern werden E. H. er-  
sehen haben, daß ich die Mitteilung v. 2<sup>ten</sup> erhalten habe.

Ich werde von beiden den für die Beruhigung der  
Truppen nötigen Gebrauch mit erforderlicher Geheim-  
haltung und Klugheit zu verbinden trachten; dieselben  
werden darin einen wiederholten Beweis der väterlichen  
Sorgfalt unserer h. Regierung und vollkommene Beschwich-  
tigung aller Besorgnisse finden.“<sup>1</sup>

Am gleichen Tage meldete er auch, daß nun der Ge-  
neral Bachmann doch den Vormarsch über die Grenze  
[vorläufig mit Teilen der I. und II. Division] begonnen  
habe:<sup>2</sup>

— — — „Dieses Vorrücken geschieht in folge der hier  
angeschlossenen Convention [mit der Franche Comté] und  
unter der den Truppen zu machenden Vorstellung, daß die  
benachbarten Gemeinden Frankreichs sich lieber durch  
Schweizer Truppen als durch die Truppen der Uliierten  
besetzt wissen wollen, welche letztere ganz ungeheure Exzesse  
begehen. Das Wahre an der Sache ist, daß einige Emi-  
granten, denen allein geneigtes Ohr geliehen wird, von  
den Corps francs beschädigt worden sind, denen man zu  
Hülfe kommen will. — —

— — Wenn es einmal vorwärts gehen soll, so werden  
wir uns auch zeigen wie es sich gehört. Für die Truppen  
werde ich sorgen, daß die Unordnung nicht bei mir anfängt;  
die Aargauer werden kein böses Beispiel geben. Die  
Bewegung soll bis an den Doubs gehen, Morteau,  
St. Hippolyte sollen besetzt und dort Posto gefaßt werden.

<sup>1</sup> Staatsarch. AA Nr. 1 B 82.    <sup>2</sup> Staatsarch. AA Nr. 1 B 83.

Ich hoffe, der Ueberschritt über die Grenze werde ohne Schwierigkeit geschehen.“

Am 5. Juli, als bereits eidgenössische Truppen den Boden der Franche Comté betreten hatten, erschien ein Armeebefehl des Generals Bachmann, in welchem er den Truppen die Notwendigkeit, die Grenze zu überschreiten, auseinandersetzte, zugleich auch darlegte, daß es sich nicht um einen Akt der Feindseligkeit handle, sondern daß man von den Bewohnern des Landes als Freunde und Beschützer erwartet werde, und damit schloß, daß er die Soldaten zu gutem Verhalten aufforderte.

Diesen Armeebefehl erhielt Oberst Schmiel, nach seiner spätern Erklärung, erst am 9. Juli.<sup>1</sup>

Seine Brigade marschierte am 5. Juli in Biel ab und erreichte über Courtelary am 7. die Gegend von Les Bois und Noirmont, von wo aus am 8. die Grenze überschritten werden sollte.<sup>2</sup>

Die Truppen waren sich natürlich durchaus klar darüber, um was es sich handle; und als nun am Abend des 7. der Besammlungsbefehl für die Brigade erschien, nach welchem man sich am folgenden Morgen marschbereit zu halten hatte, brach die offene Meuterei aus und erfaßte alle Teile der Brigade mit Ausnahme des Zürcher Bataillons Künzli und der Waadtländer Schützen-Kompagnie Mayor. Im aargauischen Jägerbataillon Siegfried sollen einige Leute ihre Gewehre in Anwesenheit von Offizieren geladen haben, unter Dro-

---

<sup>1</sup> Abschied der Zürcher Tagsatzung 1814 und 1815 III 539: „der sich erwahrende Umstand, daß der Tagesbefehl vom 5ten den Truppen beim Einrücken auf franzöf. Gebiet nicht bekannt war.“

<sup>2</sup> Die Darstellung des folgenden stützt sich, soweit sie nicht Aktenstücke produziert, auf den Bericht des Reg.-Rates J. J. Herzog vom 17. Juli 1815 (K. Nr. I) und auf denjenigen des Obersten v. Schmiel an die Regierung vom 15. August 1815 (a. a. O.).

hungen, die Waffe gegen den zu gebrauchen, der sie nach Frankreich führen wolle. Ähnlich war die Stimmung bei den andern Einheiten.

Oberst Schmiel, in Kenntniss der Sachlage, zögerte am Morgen des 8. Juli mit der Herausgabe eines Befehls; den Bataillonskommandanten, die ihn aufsuchten, um ihm zu melden und Befehle entgegenzunehmen, tat er mündlich den Willen kund, mit der Brigade über die Grenze zu marschieren.<sup>1</sup> Als aber daraufhin die Aufregung bei den Truppen sich steigerte, und z. B. beim Appenzeller Bataillon eine große Anzahl ihre Gewehre luden und viele Schüsse fielen, als es ganz unzweifelhaft war, daß ein Befehl keinen Gehorsam finden würde, entschloß sich der Brigadefeldkommandant, folgenden Aufruf zu erlassen:

„Der Brigadefeldkommandant hat Ordre erhalten, heute den französischen Boden zu betreten um die eidgenössischen Truppen in bessere Quartiere zu verlegen; er wird diesen Befehl für seine Person vollziehen und fordert alle jene auf, welche Zutrauen zu ihm haben, ihm zu folgen. Er will nur freiwillige. — Die Behörden in Frankreich erwarten uns und die beste Aufnahme ist gewiß. — Wir führen keinen Krieg gegen Frankreich; auch ist kein Mann feindlicher Truppen bis Besançon, zwanzig Stunden von hier. Glaubt mir, ich werde euch nie betrügen.“<sup>2</sup>

Dieser Aufruf verfehlte die gehoffte Wirkung vollständig.

Aus seinem Wortlaut zogen die Truppen natürlich den Schluß, es bestehe für sie keine Pflicht zu marschieren, und so meldete sich von den renitenten Bataillonen kein einziger Mann, weshalb die Offiziere es für das Richtige hielten,

<sup>1</sup> S. auch Hilty, Polit. Jahrb. 1888 p. 406 Anmerk.

<sup>2</sup> Abschied der Zürcher Tagsatzung 1814 und 1815 III 539. Abgedruckt im Jahrb. des histor. Vereins des Kts. Glarus 1874 p. 64; Hilty, Pol. Jahrb. 1888 p. 396.

bei ihrer Mannschaft zu bleiben. Ein Teil der Bataillone begab sich sogar auf den Heimmarsch, wurde aber bei Biel und weiter aareabwärts durch Teile der Reservedivision Meyer aufgehalten und entwaffnet. Die andern, darunter das aargauische Jägerbataillon, blieben an der Grenze liegen.

Oberst Schmiel erstattete sofort von den Vorfällen Rapport an seinen Vorgesetzten, den Divisionskommandanten Grafen d'Affry in Morteau und setzte ihn auch von dem Ausweg in Kenntnis, den er hatte beschreiten wollen.

Dieser antwortete alsbald, indem er seine Entrüstung aussprach, aber ausdrücklich den Ruf an die Freiwilligen billigte: <sup>1</sup>

Morteau 8 Juillet 1815, à 8 heures du soir.

Monsieur le Colonel

J'apprend avec bien du regret, et du profond sentiment que la presque totalité de votre brigade, sourde à la voix de son chef, de l'honneur national, et du devoir envers la Patrie s'est refusée à Marcher, et par une revolte inconnue jusqu'à ce jour parmi les Suisses se couvre d'infamie.

Je demande des ordres à cet Egard à S. E. le général en Chef.

J'approuve que vous vous rendiez avec les volontaires si vous pouviez en réunir au point où les ordres du général vous dirigent, à Russay, et vous prie même de Vous rapprocher d'avantage de moi en vous portant jusqu'au *Biset*.

Je vous envoy les ordres du jour du général en chef, peut être feront ils quelque impression sur ces Mutins au surplus faites leur connaître que toute

---

<sup>1</sup> Nachlaß Schmiel.

l'armée excepté eux a fait son Devoir, et que l'on pourra soutenir le nom Suisse sans eux.

Les chefs doivent a leur honneur de Vous suivre, faites le leur savoir.

La première Division est a Pontarlier, la 2<sup>e</sup> a Pont de ville la 3<sup>e</sup> a Morteau. j'espère encore que ce bel exemple ramènera les gens égarés.

Recevez Monsieur le Colonel une nouvelle assurance de tout mon sentiment d'attachement d'estime et de Considération.

Le commandant de la 3<sup>e</sup> Division  
d'Affry.

Oberst Schmiel wartete in Noirmont bis über Mittag, ob sich die Truppen nicht noch eines bessern besinnen würden, aber vergeblich. Um 5 Uhr setzte er sich mit dem einzigen im Gehorsam verbliebenen Bataillon in Marsch, über Charquemont nach Le Russey und Euhier. Folgenden Tags erfuhr er hier von Oberst d'Affry, daß auch die Artillerie=Division Haller und eine Begleitkompagnie des Bataillons Daniely in La Chaux du Milieu sich ebenfalls weigern zu marschieren. Er habe ihnen 24 Stunden Bedenkzeit gewährt; sollten sie beharren, „so werde ich solche mit Kanonenschüssen von dort wegzagen, indem ich sie nicht brauche“.

Und am 10. Juli berichtete der Divisionskommandant, ebenfalls aus Morteau, was man ihm aus dem Hauptquartier auf seine Meldung der Vorfälle geantwortet habe.<sup>1</sup>

J'ai reçu cette nuit une lettre du Major general<sup>2</sup> qui aprouve Beaucoup que vous ayez marché en avant avec les troupes fidèles, ainsi que le general en chef.

---

<sup>1</sup> Nachlaß Schmiel. <sup>2</sup> General-Major Castilla.

on désire que les troupes restée fideles soyent très bien traittées, je vous recomende de les faire bien loger et bien nourrir toute fois il faudra être fort sur sa garde et avoir quelques Espions. tachez d'Etre bien informé du Coté de Mausses les Dames(?) et du point ou en sont les choses dans cette direction. Si Votre Brigade n'arrive pas je me propose de reunir au Bataillon de Zurich les quatre Comp. de Carabiniers que j'ai avec moi et 200 Voltigeurs Rouges et de vous charger de l'avantgarde.

d'Affry.

Am gleichen Tage (10. Juli) meldete Oberst Schmiel auch in die Heimat seiner Truppen, was geschehen war; nach Aarau schickte er folgenden Brief: <sup>1</sup>

„Endlich komme ich in der elenden Hütte eines Dorfpfarrers auf dem Jura dazu, E. H. einige Nachricht zu geben. Ich bedaure, daß das, was ich zu berichten habe, nicht erfreulich ist.

Von der ganzen Armée scheint meine Brigade die einzige zu seyn, von welcher nur 1 Bt. nach Frankreich marschiert ist und die andern allen Marsch über die Grenze verweigerten.

Vorgestern den 8<sup>t</sup>. sollte ich den Doubs passieren und bis Lussay [Russey] vorrücken, allein nicht nur verweigerten die Truppen den Abmarsch, sondern ich hatte alle Mühe die größten Erzeße besonders bei den Graubündnern und Appenzellern zu verhüten; die Zeit erlaubt mir nicht Ihnen den Vorfall in seiner ganzen scheußlichen Größe zu schildern, doch sind keine Unglücke geschehen.

Einstimmig war der Ruf, die Tagsatzung hats nicht befohlen, sie hat versprochen, daß wir nur zur Verteidigung

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv Mappe AA 1 B Nr. 85. „Au Lhuyer 10. Juli.“

der Grenze gebraucht werden und wir haben das beschworen, wir wollen das halten.

Nach aller vergeblich angewandten Mühe brach ich endlich Abends 5 Uhr mit dem Bat. Küenzli (Kts. Zürich) auf und marschierte nach Charquemont, gestern nach Ehuyer; heute kehre ich mit 4 Comp. nach Russey zurück, weil es unmöglich ist, die Truppe zu ernähren, was auf die Mitgekommenen einen sehr bösen Eindruck macht, denn sie erwarteten, hier gute Tage und ist nichts als Elend zu finden. — Die Artillerie Division Haller konnte ich wegen dem heillosen Weg, den ich über das Gebirg zu machen hatte, nicht mitnehmen; ich sandte sie daher mit einer Comp. von Danieli auf La Chaux du Milieu um von dort durch H. Oberst d'Affry der in Morteau ist, zu mir geschickt zu werden, auch diese beiden Truppen verweigerten den Einmarsch. Von meiner Brigade sind demnach zurückgeblieben, denen ich bis Morgen Bedenkzeit gegeben habe:

Siegfried Pozzi Toggenburg Rickenmann Danieli Näf die Scharfschützen Comp. Scherer und Mayor. Die Reg. des Kantons Waadt hat ihren Truppen Befehl gegeben, zu marschieren, die Comp. Mayor hatte diesen Befehl vorgestern noch nicht.

Der H. Oberst Lt. Siegfried ist ein wenig zu erschrocken und nicht ferm genug; er ließ sich ein paar politische Raisonneur über den Kopf wachsen.

Das Unglück wollte, daß Verschiedenes zusammentraf, die Lebensmittel fehlten, ebenso der Sold, es war abscheuliches Wetter (es schneite sogar), die Tagsatzung ließ nichts von sich hören und selbst der Tagesbefehl des H. Generals kam erst gestern zu den Truppen meiner Brigade. So ganz übernommen wie die Truppe war, konnte man das vorhersehen. Anders war es bei den andern Divisionen,

welche die Grenze ohne zu wissen passierten, ich mußte hingegen mich über den Doubs schiffen lassen.

Von Angriffen war zwar keine Rede (denn dann wäre die Sache noch ganz anders gegangen), franz. Truppen sind bis auf 10 Stunden keine, aber mit den Corps francs macht man den Leuten den Kopf groß; es sind aber keine in der Nähe.

N. S. Wollte die hohe Reg: nicht ein Wort an die Truppe adressieren.“

Auf diese Nachricht hin sendete die aargauische Regierung schleunigst ihr Mitglied J. J. Herzog von Effingen ins St. Immertal, damit er die renitenten aargauischen Truppen zum Gehorsam zurückführe.<sup>1</sup> Dieser traf schon am Abend des 11. Juli in Sonvilier ein, und am folgenden Morgen gelang es ihm nach hartnäckigen Versuchen endlich, den größten Teil der aargauischen Jäger mit sich fortzureißen. Er ergriff, als seine Worte nichts fruchteten, die Fahne, und erklärte, „daß er jeden für einen Rebell gegen seine Regierung halte, der ihr nicht folgen würde.“ Dann marschierte er vorwärts, die Jäger schwankten erst, eilten ihm aber schließlich nach. So gelangten sie nach Locle. Am 13. Juli früh führte er die Leute an die Grenze, und „um 3 Uhr hatte es (das Bat.) den Doubs unter frohen Gefängen bereits passiert.“ Herzog marschierte mit ihnen dann bis Ruffey, wo er sie ihrem Brigadefeldkommandanten übergab. Allmählich fanden sich auch die andern Einheiten ein, und Schmiel konnte gleichen Tags mit der Brigade bis Pierrefontaine vormarschieren. Er meldete hierüber nach Aarau:

---

<sup>1</sup> Auch von St. Gallen traf später Reg.-Rat Meßmer bei den Bataillonen Daniely und Rickenmann ein; doch war wenigstens das erste schon vorher zum Gehorsam zurückgekehrt.

Pierrefontaine 15 Juli.

— — — „Seit vorgestern bin ich mit meiner Brigade hier, d. h. mit

Bat. Pozzi ohngefähr 150 M. fehlen

„ Kuenzli ganz

„ Naef bis auf 20 M. circa

„ Danieli ganz

„ Siegfried bis auf 40 M.

„ Toggenburg bestehend aus 100 M. mit der Fahne.

„ Rickenmann politisiert noch immer jenseits des Doubs.

„ Guhl (Thurgauer) ganz, im Bistum.

„ waadtl. Scharfschützenkomp. Mayor ganz

„ St. Galler „ „ Scherer (es fehlt über die Hälfte)

Ein Zug Basler Cavallerie, ganz.“<sup>1</sup>

Jetzt erschien auch ein Armeebefehl des Generals (15. Juli), welcher die Armee mit den bedauerlichen Vorkommnissen bekannt machte und zugleich die Brigade Schmiel für aufgelöst erklärte. Ihre Bataillone sollten mit andern Teilen der Armee vereinigt werden. Die Bataillone Siegfried, Danieli, Pozzi und Naef wurden daher nach der Schweiz zurück beordert. Sie waren, wie alle Meutertruppen, auf Halbsold gestellt, ihre Fahnen mußten im Futterale bleiben, die Tambouren durften nicht Marsch schlagen und es war den Bataillonen untersagt, Ehrenwachen zu stellen.<sup>2</sup>

Am 23. Juli marschierte die Brigade nach Nods und stand am 24. in Pontarlier.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> In dieser Zusammenstellung figurirt nun auch das Thurgauer Bataillon Guhl, das aber den Marsch der Brigade, wie es scheint, nicht mitgemacht hat.

<sup>2</sup> Staatsarchiv A A 1 B 94. <sup>3</sup> B 95.

Übrigens hatte die Tagsatzung auf die Kunde von den Vorfällen die Reduktion der Armee angeordnet, und deren Führer selbst fanden es für notwendig, die Truppen wieder aus Frankreich zurückzunehmen, da vor allem die Verpflegung in dem fremden Lande, für die ganz und gar nicht vorgesorgt worden war, die erheblichsten Schwierigkeiten bereitete; auch in andern Theilen der Armee begann es zu gären.<sup>1</sup> Man begreift, daß Schmiel es nicht unterließ, darüber heim zu berichten:<sup>2</sup>

Pontarlier, 25. Juli.

— — „Es war hohe Zeit, daß die Truppen in die Schweiz zurückkehren. Die ganze Division Gady drohte nach Hause zu laufen und das Bat. Göldlin hat sich vor wenigen Tagen eine Stunde von hier dergestalt insurgiert, daß viele Leute auf den Chef geschossen haben.“

Natürlich hatte sich nun das eidgenössische Oberkriegsgericht mit der Insurrektion zu befassen.<sup>3</sup> Es trat am 21. Juli in Bern zusammen und hielt seine letzte Sitzung am 24. Februar 1816. Es sprach eine große Anzahl zum Theil recht empfindliche Strafen aus. Schmiel erhielt am 19. August eine Reihe von Fragen vorgelegt, die er am 23. August schriftlich beantwortete. Doch stellte das Gericht nicht auf diese Aussagen ab, sondern zog es vor, ihn gar nicht zu beurteilen, da er durch seinen Vorgesetzten gedeckt worden sei (siehe den Brief d'Affrys p. 106 ff.):

„Oberst v. Schmiel, Kommandant der Brigade, ward wegen vorgewiesener gänzlicher Billigung seiner getroffenen Verfügungen durch seinen unmittelbaren Obern, den Herrn Divisionskommandanten Grafen von Affry nicht richterlich beurtheilt.“<sup>4</sup>

<sup>1</sup> Hilty Jahrb. 1888 p. 435. <sup>2</sup> B 95. — Abschied III 540.

<sup>3</sup> Siehe hierüber besonders Hilty Jahrb. 1888 p. 402 ff. Anmerk.

<sup>4</sup> U. a. O. p. 403 f.

Die öffentliche Meinung hat damals einen Teil der Schuld an dem bedenklichen Vorkommnis dem Obersten Schmiel zugeschrieben; dieser Auffassung haben sich auch spätere Bearbeiter des Feldzuges von 1815, wie J. Dinner und C. Hilty, angeschlossen.

Hilty sagt in seiner mehrfach zitierten Arbeit (p. 396) mit Bezug auf Schmiels Aufruf an die Freiwilligen seiner Brigade: „das hieß allerdings die ohnehin widerwilligen Truppen direkt auf die Bahn der Indisziplin leiten.“

Dieses Urteil trifft den Kern der Sache nicht; denn am 8. Juli hatte es Oberst Schmiel tatsächlich nicht mehr mit Widerwilligen, sondern schon mit Meuterern zu tun. Darüber konnte für ihn kein Zweifel bestehen. Trotzdem versuchte er am Morgen noch seinen Anordnungen Geltung zu verschaffen: „Ich schickte die Offiziere [welche über die bedrohliche Haltung der Truppen meldeten und Befehle holten] mit dem Bescheid zu den Truppen es müsse abmarschiert werden, heute nach Ruffey, morgen nach Morteau, wo wir wieder zur Division stoßen werden, in den ersten Ortschaften jenseits stehe bereits für jeden Mann eine Bouteille Wein bereit, womöglich werde ich mich selbst bei allen Colonnen einfinden.“<sup>1</sup> Und erst als er sich überzeugt hatte, daß einem direkten Befehl in der Tat der Gehorsam verweigert würde, griff er zu dem Mittel eines Aufrufs an Freiwillige; das war natürlich verfehlt und zwar um so verfehlter, als er die Nutzlosigkeit klar voraussehen konnte.

Allein es muß nun weiter gesagt werden, daß in diesem Augenblicke auch jedes andere Mittel versagt hätte; gerade das einfachste unter ihnen, nämlich der gemessene Befehl

---

<sup>1</sup> Concept zu Schmiels Vernehmlassung auf die Fragen des Stabsauditors Rochlin vom 23. Aug. (Schmiels Nachlaß). — Vgl. dazu die Untersuchung gegen das Bat. Neff, Hiltys Jahrb. 1888 p. 405 ff. Anm.

zum Vormarsche, hätte bei der gewaltigen Erregung der Leute ganz sicher zu einer unheilvollen Katastrophe geführt.

Die Gründe für das Versagen der Truppe liegen weiter zurück; sie sind, wenigstens zum Teil in den höchst unerfreulichen, verworrenen politischen Verhältnissen jener Zeit zu suchen.

Tatsächlich gab es damals in unserm Lande vier Autoritäten, welche darauf Anspruch machten, daß man ihnen gehorche; das waren die Tagsatzung, sodann die heimatliche Kantonsregierung, ferner der Obergeneral und endlich der oesterreichische Militär-Bevollmächtigte General-Major Freiherr v. Steigentesch, der zwar von seinem Chef, dem Kommandierenden der oesterreichischen Armee, Fürsten von Schwarzenberg, die Weisung hatte, „sich auch vor dem Scheine der Anmaßung des Oberbefehls zu verwahren“, aber eben doch „die Bewegungen der Schweizer und die Zusammenwirkung ihrer Operationen mit jenen der Allirten Armeen leiten und im Einklange erhalten“<sup>1</sup> mußte und sich nun ziemlich ungeniert in unsere militärischen Angelegenheiten einmischte. Wo aber Mehrere ihre Autorität geltend machen, wird der Untergebene leicht verleitet, den Schein des Rechts für sich benützend, demjenigen Befehle sich zu unterziehen, der ihm am besten paßt; ja, auch der durchaus rechtliche Sinn eines einfachen Mannes kann dadurch in die Irre geführt werden.

Für den Einmarsch nach Frankreich war natürlich Steigentesch, und in diesem Sinne wirkte er auch auf General Bachmann ein, welcher übrigens völlig zustimmte, wenn auch aus andern Motiven.

---

<sup>1</sup> Instruktion für General-Major Steigentesch in Hiltys Polit. Jahrb. 1888 p. 597.

Gegen den Einmarsch sprach die Proklamation der Tagsatzung, die den Soldaten durch Armeebefehl des Generals bekannt gemacht worden war. Gegen ihn waren auch manche Kantonsregierungen, worunter mit Entschiedenheit die des Aargaus. Das erhellt z. B. aus jenem zwar vorsichtig abgefaßten aber trotzdem deutlichen Schreiben vom 4. Juli (s. oben p. 89).

Gerade die Gesinnung ihrer Regierung war den aargauischen Truppen keineswegs verborgen geblieben. Schmiel sagte darüber in seinem Berichte an das Kriegsgericht: die Leute seien eben der Meinung gewesen, für die Armee gelte einzig und allein die Zusicherung der Tagsatzung, „in welchem Glauben sie durch häufigen Briefwechsel von Hause, vielleicht auch, was ich hier nicht untersuchen möchte, auf halboffiziellen Wegen von dort her bestärkt wurden“. Und in der ausführlichen Besprechung der Vorgänge, die er am 15. August seiner Regierung vorlegte,<sup>1</sup> sagte er, daß die Meinung bei den Aargauer Jägern geherrscht habe, wer gegen Frankreich sei und gar zu den Alliierten halte, sei ein Berner, ein Wahn, der leider im Kantone sehr ausgebreitet sei.<sup>2</sup>

Wenn man das alles zusammenhält, so wird man das Vorgehen des Obersten Schmiel wohl etwas anders ansehen, nämlich als einen Versuch, wo alles verloren scheint, doch noch wenigstens etwas zu retten; als den offenbaren Versuch, einer unvermeidlichen Katastrophe vorzubeugen oder sie doch abzuschwächen. Freilich war damit

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv K Nr. I.

<sup>2</sup> Wie sehr der eben erledigte Konflikt mit Bern noch nachwirkte, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß bei Beginn der Mobilisierung, Frühjahr 1815, die aargauische Regierung bei der Tagsatzung das Ansuchen stellte, man möchte vermeiden, daß aargauische Truppen unter den Befehl von Berner Offizieren zu stehen kämen.

nur für den Augenblick etwas gewonnen und wenig genug; die Sache selbst, nämlich die den Truppen innewohnende Indisziplin war damit nicht gehoben.

Für die Indisziplin gab es noch zwei andere Ursachen, die mit der Ausbildung zusammenhingen. Die eine ist die Kürze der Zeit, die bis dahin zu diesem Zwecke hatte benützt werden können. Niemals wird es gelingen, in so wenigen Jahren eine Miliztruppe völlig in die Hände ihrer Offiziere zu bringen, die eben größtenteils auch noch nicht zu einer richtigen Durchbildung haben gelangen können. Und die andere Ursache war die damals übliche, weitgehende Verhättschelung der Truppen, welche durch das Kontingentsystem und die Rivalität der Kantone begünstigt wurde. So hatte Schmiel, noch im Bistum Basel, eine Anzahl Marodeure des aargauischen Jägerbataillons nicht ans Oberkriegsgericht ausgeliefert, sondern nur aus der Heimat ablösen lassen, damit sie dort zur Rechenschaft gezogen würden. Noch deutlicher zeugt ein anderes Vorkommnis für diese Verhättschelung:

Anlässlich einer Inspektion vom 31. Mai hatte der Adlatus des Generals Bachmann, Generalmajor Graf Castella dem Bataillon Rud. Siegfried seine Zufriedenheit mit „der Haltung und der genauen Vollziehung der Handgriffe und über das militärische Aussehen und Benehmen des Bataillons in jeder Hinsicht“ aussprechen lassen.<sup>1</sup> Indem Oberst Schmiel diesen Tagesbefehl an das Bataillonskommando weitergab, fügte er hinzu: „ich kann Ihnen bezeugen, wie befriedigend und erfreulich mir jeder Zeit ist, Ihr wol exerziertes und gut discipliniertes Bataillon in irgend einer Dienstverrichtung, dessen es sich immer mit besonderer Pünktlichkeit entledigt, zu sehen.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Beides in Schmiels Nachlasse.

Zugegeben, daß es vielleicht nicht statthaft gewesen wäre, wenn Schmiel das lobende Urteil seines Vorgesetzten eingeschränkt oder ihm gar eine tadelnde Bemerkung beigefügt hätte; zugegeben selbst, daß es ihm übel gedeutet worden wäre, wenn er das Lob des Generalmajors ohne ein eigenes Wort der Anerkennung ans Bataillon weiter geleitet hätte, das auf eben diese Anerkennung als das einzige aargauische in der Brigade wohl am meisten eifersüchtig war: so hätte er doch niemals in solchen Ausdrücken loben dürfen, sofern sie nicht seiner Überzeugung entsprachen.

Und daß er eben doch ganz anders dachte, geht aus seinem an die Regierung gesandten Berichte vom 15. August hervor, welchem die folgenden Stellen entnommen sind:

„Die Tatsachen tun unverwerflich dar, daß das 1. Jägerbataillon nur so lange gehorche als es wolle — daß es unfähig ist dem Kanton oder der Eidgenossenschaft zu dienen, sobald es eine Idee niederdrücken und gegen seine — sey es auch noch so verkehrte — Meynung handeln solle.“

„Die Verwünschungen, Flüche und Schandworte, die laut über mich ausgestoßen wurden, das Anschlagen auf meine Wohnung in Aux Bois und die Drohungen mich zu erschießen, sind Tatsachen, welche bei der ganzen Armee bekannt sind. Briefe, welche von Jägern nach Hause geschrieben wurden, und deren mehrere in die Hände der eidg. Militärkommission gekommen sind, bestätigen dieselben.“

Dann fügt er seine Erfahrungen aus früherer Zeit hinzu:

„1. Das Jägerbataillon hat zu keiner Zeit musterhafte Disciplin gehalten. Schon 1809 gab es bei ihm hohe

Vergehen, welche aber verdeckt blieben.<sup>1</sup> (Einige Compagnien wollten aus Bünden nach Hause marschieren, und welche Szenen gab es nicht wegen Hauptm. Siegrist und Hauptm. Hemmann).<sup>2</sup> Schon damals herrschte böser Geist und große Unzufriedenheit unter den Offizieren. Oberstl. Hallwyl [der damalige Bataillonskommandant] und einige andere Offiziere waren damals höchst aufgebracht und sprachen davon mit diesem Bataillon nicht mehr auszu ziehen.

2. Glaubte das Bataillon steif und fest, daß das, was es nicht für gut und zweckmäßig erkenne, auch nicht geschehen müsse. Offiziere, welche sonst ihren Dienst wohl verstanden, hatten hierüber und über Disciplin und Subordination irrige Begriffe."

Natürlich war sich Schmiel des großen Widerspruchs zwischen den beiden Urteilen wohl bewußt. Das merkt man ihm deutlich an, wenn er im Eingange seiner Darlegung die etwas späte Berichterstattung damit entschuldigt, daß er „über eine Truppe, die früher manches Lob erhalten hatte und welche sich besondern Wohlgefallens erfreuen durfte, nicht Schilderungen geben wollte, die nicht angenehm waren."

Und an einer andern Stelle desselben Berichts heißt es, das Verschweigen dieser Dinge habe auch darin seine Ursache, daß er glaubte, das höhere Interesse für den Kanton sei jetzt, zu zeigen, wie auch der Aargau kräftig teilnehme an der Sache Europas gegen Napoleon.

Freilich können diese Erklärungen nicht befriedigen; es bleibt die Tatsache bestehen, daß Oberst Schmiel jener allgemein herrschenden Larheit im Urteilen über alle Er-

---

<sup>1</sup> Grenzbesetzung im Rheintal und in Graubünden gegen den Tiroler Aufstand.

<sup>2</sup> Sonst nicht bekannte Vorkommnisse.

scheinungen in unserm Militärwesen und jener aus gegenseitiger Eifersucht der Kantone, wohl auch aus dem Gefühle einer gewissen Unzulänglichkeit entspringenden Sucht nach außen glänzen zu wollen, nicht mit Energie entgegen getreten ist. Allein wie tief dieses Übel saß, zeigt sich auch darin, daß die beteiligten Kantone — so auch der Aargau — die Geschäfte der gerichtlichen Untersuchung mit allen Kräften erschwerten,<sup>1</sup> so daß z. B. der Kanton Aargau die Prozedur schließlich selbst in die Hände bekam und mit den Schuldigen glimpflich genug verfuhr.<sup>2</sup> —

Es ist wohl die bitterste Erfahrung, die ein Offizier machen kann, wenn seine Truppen seinem Befehle den Gehorsam verweigern; auf Oberst Schmiels Gemüt lastete sie ungemein schwer. Wenigstens läßt sich dies aus einem Briefe seines Vorgesetzten, der ihn zu trösten sucht, schließen. Es ist ihm der Gedanke aufgestiegen, den Kanton Aargau zu verlassen und im Auslande neue Dienste zu suchen. Davon möchte ihn Oberst d'Affry abbringen. Der Brief<sup>3</sup> ist datiert Pontarlier 20. Aug. 1815.

Monsieur le colonel.

J'ai reçu la lettre amicale que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 13 courant, j'apprécie bien les sentiments que vous y exprimez, et vous prie de croire a un retour aussi sincère que bien senti.

<sup>1</sup> Urteil des Kriegsgerichts: endlich ist von dem Oberkriegsgericht die Prozedur gegen das gesammte erste Jägerbataillon des löbl. Standes Aargau geführt, allein wegen nicht genugsamer Informationen für unvollständig und das Betragen des ganzen Korps, mit Ausnahme seines freigesprochenen Anführers, des Herrn Oberstlieutenants Siegfried als unbeurtheilt erklärt worden. Hilty Jahrb. 1888 p. 404 Anmerkung.

<sup>2</sup> Die 1815 Verurtheilten wurden vom Kleinen Räte am 27. März 1816 bedingt begnadigt nach Hause entlassen, durften aber das Haus nicht verlassen. Am 16. Juli 1817 wurde die Strafe gänzlich aufgehoben. Staatsarchiv AA Nr. 7 B.

<sup>3</sup> Schmiels Nachlaß.

Je suis fâché que vous ayez eu quelques désagréments a la rentrée des troupes, et notamment pour le bataillon Siegfried.<sup>1</sup> Votre gouvernement sans doute est peu Militaire mais vos compatriotes le sont, et vos troupes sont bonnes, sauf cependant quelques légères exceptions! les régiments sont comme leurs Colonels, les bataillons comme leurs chefs, et j'ai bien remarqué que c'est a dernier grade que l'on pourrait s'en prendre de quelques désordres toutfois un désagrement instantané ne doit pas vous faire renoncer au devoir, et priver votre Canton et votre Patrie des Votres. J'aime à penser que vous êtes fort au dessus de tout cela, et que vous avez cette force morale de vouloir ignorer la turpitude des petits esprits. J'espere que vous resterez a la tête du militaire de Votre Canton, dont Vous avez crée l'organisation. Dans l'avenir l'on peut entrevoir des services à l'étranger, c'est une chose possible mais incertaine. Mais si cela doit avoir lieu, Votre Rang, Vos talents, bien reconnus, et votre Zèle militaire bien éprouvé vous donnent les droits les plus fondés et les plus élevés, et j'aimerais a pouvoir contribuer a la faire valoir en tems et lieu, c'est un devoir que m'imposerait la justice et l'amitié. Vous avez été en butte à la Calomnie, Monsieur le Colonel, c'est le sort des honnêtes gens, et j'aime a avoir cela de commun avec vous; répondons aux Libellistes Annonîmes par les Services que nous avons rendus et que nous rendrons. c'est mon arme qui l'a à toujours écrasée et qu'ils redoutent comme le Silence du mépris. On sait les efforts que vous avez fait pour entraîner les troupes

---

<sup>1</sup> Das Bataillon war entgegen dem Verbote (s. p. 98) tambour battant und mit fliegender Fahne in den Heimatkanton eingezogen Bronner, Der Aargau I 179.

dans la ligne du devoir que vous suivez, et qu'après d'inutiles efforts vous avez demandez qu'au moins les volontaires vous suivaient pour ne pas laisser De lacunes dans l'ensemble du mouvement que faisoit l'armée. Quand a moi Monsieur le Colonel, qui avoit l'avantage alors de vous avoir sous mes ordres, je ne puis que louer dans tous les points la conduite que vous avez tenue dans ce moment difficile.

— — — (folgt eine kurze Mitteilung über die Frau des Obersten d'Affry) — — —

Recevez Monsieur le Colonel, l'expression renouvelée de mes sentiments d'estime et d'amitié, et l'assurance que je me rapellerai toujours avec satisfaction d'avoir servi avec Vous.

Le Commdt. de la Division Suisse d'Observation  
Cte d'Affry.

Wie man sieht, enthält dieser Brief auch die ausdrückliche Entlastung des Obersten Schmiel durch seinen Vorgesetzten, welche das Kriegsgericht akzeptierte. Die Logik hätte nun allerdings verlangt, daß das Gericht die Untersuchung gegen den Vorgesetzten aufgenommen hätte; doch dies unterblieb. Daß Oberst Schmiel gänzlich unbeurteilt blieb, konnte ihm keinesfalls die Befriedigung gewähren, die nur ein freisprechendes Urteil hätte bieten können. —

Am 3. August war Oberst Schmiel nach Aarau zurückgekehrt, hatte aber die Regierung wegen angegriffener Gesundheit um vier Wochen Urlaub bitten müssen, der auch gewährt wurde. Im Herbst verfiel er in eine heftige Krankheit, die sein Leben auf das ernsthafteste bedrohte. Es ist schwer, dabei nicht an die seelische Erschütterung zu denken, welche ihm die Insubordination seiner Brigade und ihre Folgen gebracht hatten. Lange zog sich die Genesung hinaus; allein dank den Anstrengungen seines alten

freundes Dr. Seb. Fahrländer erhielt er die Gesundheit wieder.<sup>1</sup> Der Schweizerbote teilte dies seinen Lesern mit:<sup>2</sup> „eine Krankheit, welche einen der verdienstvollsten Männer des Aargaus, den eidsgenössischen Oberst v. Schmiel, dem Tode nahe brachte, ließ lange für das Leben dieses einsichtsvollen, gemeinnützigen und tugendhaften Mitbürgers besorgt sein. Doch ist er nun wieder auf dem Wege der Genesung.“

Diese an der Öffentlichkeit bezeugte freundliche Teilnahme mag dem wieder Genesenden wohl getan haben. Eine größere Genugtuung aber war es für ihn, daß er am 19. Dezember 1815 vom Großen Räte an Stelle des zurücktretenden Josef Brentano von Laufenburg zu einem Mitgliede der Regierung gewählt wurde. Damit begann ein neuer Abschnitt seines Lebens.

---

### Regierungsrat und Militärdirektor.

Schon ein halbes Jahr nach dem Sturze der Mediation hatte sich der Kanton Aargau eine neue Verfassung gegeben (4. Juli 1814). Sie trug die Zeiten der Reaktion an der Stirne. Und wie hätte dies auch anders sein können; stand doch nun die Schweiz unter dem Protektorate der Alliierten, d. h. vornehmlich des allmächtigen, auf Wiederherstellung der alten Zustände erpichten oesterreichischen Ministers Metternich.

Die Staatsgewalt lag nun sozusagen ausschließlich in der Hand des Kleinen Rates, dessen Mitglieder auf zwölf

---

<sup>1</sup> Brief an den Sohn Julius v. 21. II. 1841.

<sup>2</sup> Nr. 45, 9. Nov. 1815 p. 356.

Jahre gewählt wurden. Doch kam ein Drittel schon nach vier, ein zweites Drittel nach acht Jahren in den Austritt; diese austretenden Glieder konnten sofort wieder gewählt werden.<sup>1</sup>

Da die Verfassung für die Wahl der Behörden den Grundsatz der Parität aufgestellt hatte, mußten von den dreizehn Gliedern des Kleinen Rates wenigstens sechs protestantisch und ebenso wenigstens sechs katholisch sein; dieser zweiten Gruppe gehörte Schmiel an.

Die Mitglieder des Kleinen Rates hatten zugleich Sitz und Stimme im Großen Rate, aus dessen Reihen sie gewählt werden mußten.<sup>2</sup>

Es war das Gegebene, daß man dem eidgenössischen Obersten das Polizeidepartement zuwies. In der Folge kamen noch andere Chargen dazu: Mitgliedschaft und Präsidium der Sanitätskommission; Präsidium des katholischen Kirchenrates; Präsidium der Bibliothekkommission;<sup>3</sup> und als 1821 der Vorort Zürich, dem Drucke des Auslandes nachgebend, strengere Maßregeln gegen die Presse

---

<sup>1</sup> Schmiel kam durchs Los ins erste Drittel; am 15. Dez. 1818 wurde er wiedergewählt, dann wieder am 29. Dez. 1830.

<sup>2</sup> Auch hier traf ihn die Wiederwahl schon nach vier Jahren, 7. Dez. 1818.

<sup>3</sup> Sehr anerkennend spricht sich der spätere Bibliothekar Heinrich Kurz über Schmiels Tätigkeit aus (Katalog der Arg. Kts. Bibl. 1857 Bd. I p. XXXI). „In der ersten Zeit konnte die angedeutete Eigenschaft [nämlich seines Vorgängers, Fr. X. Bronners, Widerwille gegen Fortschritte und Neuerungen] schon deswegen weniger nachteilig einwirken, als in dem nämlichen Jahre [1827; doch bekleidete Schmiel das Amt schon seit 1821] der Regierungsrat von Schmiel zum Präsidenten der Bibliothekkommission ernannt wurde, der eine große Liebe zur Anstalt und eine ausgezeichnete Tätigkeit entwickelte. Ihm war es namentlich zu verdanken, daß die Regierung zu mehreren Malen außerordentliche Kredite bewilligte.“

verlangte, antwortete die aargauische Regierung, „daß man hierseits alles tun werde, was man geeignet finde, um den geäußerten Wünschen zu entsprechen und die Ehre und Ruhe des Vaterlandes zu sichern“<sup>1</sup> und übertrug die Aufsicht über die Zeitungen dem Polizeidepartement, „welches mit verdoppelter Sorgfalt über dieselben zu wachen hat“.<sup>2</sup> Doch scheint Schmiel die Zensur nicht sehr lange ausgeübt zu haben; denn 1827 erscheint Reg.=Rat Reding als Zensor.

Hauptaufgabe Schmiels war jedoch, wie sich wohl von selbst versteht, die Leitung des kantonalen Wehrwesens.

Wie bekannt, hatte die Mediationsverfassung das Militärwesen fast ganz den Kantonen anheim gegeben; Napoleon hatte nicht zugelassen, daß von Bundeswegen eine zweckmäßige Organisation geschaffen werde.

Die Restaurationsperiode erzielte wenigstens auf militärischem Gebiete manchen Fortschritt; so schuf sie u. a. eine eidgenössische Militär=Aufsichtsbehörde und veranstaltete interkantonalen Offizierschulen und Militärübungen. In den Kantonen verschloß man sich der Forderung nicht, ebenfalls einen Schritt vorwärts zu tun. Der Kanton Aargau errichtete am 27. Dezember 1816 ein neues Militär=Gesetz und gründete darauf die vom Kriegsrate vorberatene, vom Großen Räte am 20. August 1817 angenommene neue Miliz=Organisation. Zweifellos hatte Schmiel auch an der Bearbeitung dieses Gesetzes einen hervorragenden Anteil.

Eine der wichtigsten Neuerungen war, daß der militärische Unterricht der Milizen nicht mehr im Rahmen der Standeskompanie erteilt wurde. Vielmehr hatte man diese stehende Truppe, deren Chef übrigens Schmiel immer noch geblieben war, schon vor Jahresfrist aufgehoben (1816).

---

<sup>1</sup> Reg.=Rat Protok. 25. V. 1821. <sup>2</sup> R. R. Pr. 12. VI. 1821.

Es gab nun eine „Instruktionsschule“ für den Dienst der Milizen, für die man ein ständiges Personal an Offizieren und Unteroffizieren einstellte. Zum Chef dieser Schule, oder wie man heute sagen würde, zum kantonalen Ober-Instruktor, wurde am 29. August 1817 Oberst Schmiel gewählt; an diesem Tage übertrug ihm die Regierung „die Aufsicht und Leitung der gesamten Instruktion und des Dienstes am Hauptort.“

Infolge eines Gesetzes vom 24. Juni 1819 wurden Kriegsrat und Werbe-Kommission durch eine Militär-Kommission ersetzt, deren Präsident in der Regel Oberst Schmiel war. Ein Reglement (vom 20. Jenner 1820) setzte das Nähere über ihre Aufgaben und Befugnisse fest. Ihr fiel das Detail der militärischen Verwaltung und die Vorberatung wichtiger Vorlagen für die Regierung zu, wie gesetzliche Maßregeln, Offiziersernennungen u. a.

Unter Schmiels Leitung entwickelte sich die aargauische Miliz in einer Weise, daß sie neben der der andern Kantone eine ehrenvolle Stellung einnahm. Die eidgenössische Militär-Aufsichtsbehörde ließ von Zeit zu Zeit, d. h. in einer bestimmten Reihenfolge, die zur Bundesarmee bestimmten kantonalen Kontingente inspizieren. Eine der ersten Inspektionen fiel auf den Aargau; sie fand am 15. und 16. September 1818 in Baden und Aarau statt und wurde durch den eidgenössischen Obersten Füeßli von Zürich vorgenommen. Es wurden in Baden fünf Kompagnien Grenadiere, Jäger und Füsilier, in Aarau sechs Kompagnien derselben Waffengattungen, dazu eine Scharfschützenkompagnie und eine Kavalleriekompagnie, im ganzen 1570 Mann inspiziert. Als Zuschauer waren eine Anzahl Zürcher Offiziere anwesend.

„Der Inspektor lobte mit Wohlgefallen die Ausrüstung, militärische Haltung, Ruhe, Reinlichkeit, Genauigkeit und Sicherheit der Handgriffe. Er äußerte sich wiederholt sehr

günstig über den Zustand der Bewaffnung, welche, ohne gleichförmig zu sein, wenigstens in brauchbarem und reinlichem Zustande erschien.“

Einige Manöver wurden unter dem Kommando von Oberstl. Herzog ausgeführt, „und ohngeachtet sich bey dem Mangel an Uebung von der Truppe nicht viel Vorteilhaftes erwarten ließ, wurden sie dennoch ohne bedeutende Verwirrung und mit Schnelligkeit ausgeführt.“

Der Inspektor „fand die Cavallerie über Erwarten gut beritten und äußerte über dieselbe einige Hoffnungen guter Disciplin, die er von der frühern nicht zu rühmen wußte.“

„Die Scharfschützenkompagnie erregte ihrer musterhaften Ausrüstung wegen, die als eine neue Schöpfung im Kanton desto mehr Aufmerksamkeit verdiente, seine besondere Verwunderung; er erklärte zu wiederholten malen, daß diese Compagnie sicherlich die schönste in der ganzen Eidgenossenschaft sey.“<sup>1</sup>

Im folgenden Jahre kam die Artillerie an die Reihe (3. und 4. Oktober 1819); sie wurde von Oberst von Luternau in Zofingen inspiziert. Zwei Kompagnien exerzierten, zum Teil im Feuer, und schossen auch gegen die Scheibe. Im Inspektionsberichte fand die Ausbildung der Mannschaft hohe Anerkennung. Der Bestand des Zeughauses jedoch wurde als lückenhaft befunden; es mangelten namentlich viele Munitionswagen.

Über die zweite Eidgenössische Inspektion, welche am 12., 13. und 14. September 1826 stattfand, lautete der Bericht nicht minder günstig. Die eidgenössische Militär-

---

<sup>1</sup> Aus dem Berichte des Kriegsrates an die Regierung vom 21. September 1818. Staatsarchiv K 1 Bd. Litt. C Nr. 36.

Aufsichtsbehörde schrieb (20. April 1827) an den Kleinen Rat:<sup>1</sup>

„Die höchst vorteilhafte Schilderung, die die Berichte beyder Herren Inspektoren in Bezug auf Kleidung und Ausrüstung so wie auf die vorgerückte Bildung der sämtlichen inspizierten Waffenabteilungen enthalten, hat die Mil. Auff. Behörde von den vielfachen und zweckmässigen Verbesserungen überzeugt, die seit der ersten in Ihrem hohen Stande abgehaltenen Eidgenössischen Inspektion sowohl in der Ausrüstung als auch in der Bildung Ihrer für den Eidgenössischen Dienst bestimmten Truppen statt gehabt haben.“ (!)

Auch jetzt treffen die Ausstellungen bloß das Materielle. Über die Einschätzung des Ober=Instruktors durch die Soldaten erfährt man heute noch von ältern Leuten, die es von ihren Vätern und Großvätern erzählen hörten, er sei sehr beliebt gewesen; er habe zwar strenge auf Ordnung gehalten, sei aber stets als unparteiisch und gerecht anerkannt worden. —

Schmiel war auch als eidgenössischer Oberst vielfach in Anspruch genommen. Wenn man ihn zu mannigfachen Aufgaben verwendete, mag dies ja wohl zum Teil auch seinen Grund darin gehabt haben, daß man auch den Kanton Aargau zu berücksichtigen hatte; sicher aber ist auch seine Tüchtigkeit dabei in Anschlag zu bringen. Das geht aus der Art der Aufgaben hervor, die man ihm übertrug. Er mag eine solche Verwendung wohl auch als Genugtuung für die schlimmen Erfahrungen des Sommers 1815 angesehen haben.

Eine Auszeichnung war es jedenfalls, daß er 1823 zum Mitgliede der Militär=Aufsichtsbehörde gewählt wurde. Da

---

<sup>1</sup> Staatsarchiv K Nr. 1 Bd. Litt. D Nr. 36.

fiel ihm die Mitarbeiterschaft an der Neugestaltung des eidgenössischen Militärreglementes (von 1826) zu; „das Exerzierreglement von 1826 hat mich soviel Schweiß gekostet“ schrieb er später einmal.<sup>1</sup>

Nachdem er schon 1820, damals als beauftragter Kommissär des Kantons, an dem eidgenössischen Übungslager zu Wohlen teilgenommen hatte, wurde er 1824 als Chef des Generalstabs unter den Befehlen des Obersten Füefli in das Lager bei Schwarzenbach kommandiert.

Diese Lager entsprachen etwa unsern heutigen Truppenzusammenzügen, insofern da Truppen aus mehreren Kantonen unter eidgenössischen Offizieren zu gemeinschaftlichen Übungen einberufen wurden. Doch fanden die Lager nur alle zwei Jahre statt, und die Zahl der Krieger, die sie vereinigten, betrug anfänglich bloß 2—3000, stieg aber später etwa auf das Doppelte.

Da wurde Schmiel 1828 die Ehre zu teil, selbst die Leitung des fünften eidgenössischen Übungslagers zu übernehmen, welches vom 10.—23. August wiederum bei Wohlen abgehalten werden sollte. Die dazu kommandierten Truppen stammten aus den Kantonen Zürich, Schwyz, Basel, Schaffhausen, Appenzell, Aargau, Thurgau und Tessin und waren in zwei Brigaden von je drei Bataillonen und einer Schützenkompagnie organisiert. Chef des Generalstabs war Oberstlieutenant Frossard, Generaladjutant Oberstlieutenant Sury von Bussy, Flügeladjutant Oberstlieutenant Abyberg; die beiden Brigaden befehligten Oberst Wieland und Oberst Ledergerw. Von Spezialwaffen gab es eine Batterie zu 4 Geschützen und zwei Schwadronen Kavallerie zu je zwei Kompagnien. Da die Einheiten nicht vollzählig einrückten,

---

<sup>1</sup> Brief an seinen Sohn Julius 29. Juni 1844.

sondern nur mit „Kaders“, so zählte die ganze Division nur 2300 Mann mit 300 Pferden.

Die Truppen wurden in einem Zeltlager untergebracht, welches südwestlich Wohlen, zwischen Dillmergen und Büelisaacker aufgeschlagen war. In der ersten Woche exerzierten sie brigadenweise, machten auch einmal formelle Übungen im Divisionsverband; die zweite Woche war zu Feldübungen gegen die Reuß, gegen Walterswil, gegen Anglikon-Dottikon bestimmt. Zur Markierung des Feindes hatte Oberst Schmiel durch die aargauische Regierung 100 Mann Infanterie und 20 Mann Kavallerie aufbieten lassen, die unter einem Stabsoffizier selbständig handelten; je 16 Mann Infanterie mit einer Fahne stellten ein Bataillon vor, je 5 Mann Reiterei eine Schwadron. Es war dies eine Anordnung, die man bis jetzt nicht gekannt hatte, die aber als zweckmäßige Neuerung begrüßt wurde. Natürlich erhielt der Führer der „Markierer“ seine Weisungen vom Oberkommandanten. —

Es liegt wie ein trübes Mißgeschick über so manchem, was Oberst Schmiel unternahm; auch sein Oberkommando über das Wohlener Lager brachte ihm eine schwere Verunglimpfung ein.

Wenige Wochen nach Beendigung der militärischen Übungen begannen einige Zeitungen eine lärmende Kritik. Besonderes Aufsehen erregte in der ganzen Eidgenossenschaft ein Artikel in der nicht lange vorher gegründeten Appenzeller Zeitung.<sup>1</sup> Ein Offizier, der auch im Lager gewesen war, Jakob Pestalutz, Unterlieutenant im Zürcher Bataillon Bürkli, war, wie sich nachher herausstellte, der Verfasser. Nichts war ihm recht gewesen; er klagte über den lehmigen Boden, der das Regenwetter nicht durchließ,

---

<sup>1</sup> 13. Herbstmonat 1828.

über das schlechte Trinkwasser, am meisten über die Verpflegung. Der Soldat habe stets nur erbärmliches Kuhfleisch erhalten, für das man 2 Batzen zu bezahlen hatte, da doch in Zürich der Soldat für schönes Rindfleisch ohne Knochen nur 19 Rappen zahle. Da der Preis, wie man höre, nur 11 Rappen betragen habe, so frage man billig, in wessen Tasche die Differenz geflossen sei. Auch der Wein sei oft ungenießbar gewesen. — Andere Zeitungen hatten noch andere Klagen; so, daß das Paradowesen eine zu große Rolle gespielt habe, daß der Sonntag Nachmittag (17. Aug.) durch eine große, bis in die Nacht sich hineinziehende Inspektion verdorben worden sei.

Die Verdächtigung seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit, die jener Artikel der Appenzeller Zeitung enthielt, veranlaßte den Obersten Schmiel, eine Untersuchung durch die Militär-Aufsichtsbehörde zu verlangen, welche, nach ihrer Zuschrift an die Tagsatzung, zu dem Resultate gelangte, „es sey die in dem oft berührten Artikel der Appenzellerzeitung enthaltene Anschuldigung einer Benachteiligung der Soldaten auf den Fleischrationen im letztjährigen Uebungslager falsch, lügenhaft und verläumderisch“.<sup>1</sup> Zugleich wandte sich die Behörde an die Zürcher Regierung mit der Bitte, den Urheber der Verläumdung bestrafen zu lassen. Das Zürcher Bezirksgericht sprach den Lieut. Pestaluz frei „weil keine Klage einer beleidigten Person vorlag“, behielt aber den gekränkten Personen ihre Rechte vor.

Gegen jene Preßstimmen nahmen manche Zeitungen den Obersten Schmiel kräftig in Schutz. So wurde besonders hervorgehoben, daß in keinem der bisherigen Lager mehr Zucht, Ordnung und Anstand geherrscht habe, daß

---

<sup>1</sup> 13. Juli 1829. Der Nachlaß Schmiels enthält eine beglaubigte Kopie.

in keinem, wegen der kürzern Dauer der Lagerzeit, so viele praktische Feldmanöver vorgenommen werden konnten, die freilich den Zuschauern wenig Befriedigung gaben, aber für Offiziere, die lernen wollten, große Belehrung und Befriedigung gewährten und mit tiefer Sachkenntnis angeordnet waren.<sup>1</sup>

Beachtung verdient auch die Mitteilung des „Erzählers“:<sup>2</sup>

„Allgemeines Mißvergnügen über Eigenschaft und Preis der Lebensmittel ist nicht zu läugnen, doch mögen auch diese Berichte übertrieben seyn, und wenigstens sollte eingestanden werden, daß der Kommandierende, Herr Oberst v. Schmiel, jede Klage untersuchen ließ, und begründeten nach Möglichkeit abhalf. Wenn ihm etwas vorzuwerfen war, so mußte es, nach dem Urtheile wackerer Militairs, seine Güte und Nachsicht treffen, zumalen ihm die Beflissenheit, eine ungünstige Stimmung zu erregen nicht entgegen sollte.“

Zu ähnlichen Resultaten gelangte auch die Brochure eines andern Teilnehmers an dem Lager, des Stabshauptmanns Wilhelm Geigy von Basel: Versuch einer Darstellung des fünften eidgenössischen Übungslagers bei Wohlen im Monate August 1828. Basel 1829. Er rügt auch, daß das Lager an einen Nordhang verlegt war, was namentlich bei dem zeitweise herrschenden Regenwetter sehr ungünstig wirkte; die Klagen gegen die Verpflegung reduziert er darauf, daß einige Male das Fleisch 24 oder gar 40 Stunden zu früh gefast wurde und daß ein Marfedenter schlechten Wein führte. Auch er wendet sich gegen manche unrepublikanische Sitte. „Sind die vielen zeit-

---

<sup>1</sup> Schweizerischer Beobachter Zürich 5. September 1828.

<sup>2</sup> Der Erzähler. St. Gallen 19. Herbstmonat 1828.

raubenden Ehrenbezeugungen und das Nachahmen ausländischer Soldateska nicht etwas unrepublikanisch? Die streng militärische Art kurz und rasch zu befehlen, jeden kleinen Fehler der Kleidung zu rügen, ist sie für Milizen die passende? Würde man mit väterlichem Ernst und traulichem Ton nicht mehr ausrichten? Ist es nicht lächerlich in einem republikanischen Staate, der keinen Adel ertheilt, denselben geltend machen zu wollen, wenn er nur von ausländischem Ursprung zeugt, und das Von und andere Titel unter offizielle Befehle zu setzen?"

„Auch ich bin Freund von kriegerischem Anstand, doch glaube ich, es sey ein großer Unterschied zwischen diesem oder militärischem Prunk und Ziererei. Bei dem republikanischen Krieger darf der Bürger nie zu verkennen seyn.“<sup>1</sup>

Neben diesen wohl hauptsächlich an die Adresse des Oberkommandanten gerichteten mißbilligenden Bemerkungen hat Geigy auch manches Wort uneingeschränkter Anerkennung: „die Feldmanöver waren im Allgemeinen eben so gut eingeleitet als ausgeführt. Sie bildeten ein zusammenhängendes Ganze und die Dispositionen bewiesen einen denkenden Militär, der mit den Grundsätzen des großen Krieges vertraut ist.“<sup>2</sup> Er lobt auch ausdrücklich die Anordnung eines selbständigen Gegners,<sup>3</sup> und urteilt über den innern Dienst, den Wachtdienst, die Lagerpolizei und das Lagerreglement: sie „können in jeder Beziehung als musterhaft aufgestellt werden“.<sup>4</sup>

Wenn angesichts all dieser Zeugnisse die erhobenen Anklagen sich auf einige nicht allzu gewichtige Beschwerden reduzieren, so fragt man billig nach dem Grunde der mit so großem Lärm begonnenen Heze.

---

<sup>1</sup> S. 82 u. f.   <sup>2</sup> S. 94.   <sup>3</sup> S. 94.   <sup>4</sup> S. 95.

Die Antwort ergibt sich aus dem Wandel der politischen Verhältnisse jener Zeit.

Im scharfen Gegensatze zu dem uns vom Auslande aufgedrungenen politischen Systeme der Restauration in Eidgenossenschaft und Kantonen hatte während der Zwanziger Jahre der Wunsch nach freier Entfaltung der Volkskräfte sich zu erheben begonnen; das wieder streng bevormundete Volk drängte auf Befreiung hin. Gerade weil im Kanton Aargau das Regiment wohl so milde wie kaum irgendwo war, von einer eigentlichen Knebelung nicht die Rede sein konnte, ist auf seinem Gebiete die Opposition die energischste gewesen. Man nahm die Maßnahmen der Regierenden im Ratsale, in der Presse, an Volksfesten scharf aufs Korn.

Oberst Schmiel, obwohl in politischen Fragen nicht hervortretend, überhaupt niemals extremen Auffassungen huldigend, war auch Mitglied dieser konservativen Regierung und wurde neben andern, die Politiker waren, angefeindet, weil er ebenfalls in weiter Öffentlichkeit dastand. Daß der Angriff in der Appenzeller Zeitung eingeleitet wurde, welche von keinerlei Zensur erreicht werden konnte und den Freisinnigen der ganzen Schweiz ihre Spalten offen hielt, ist an sich schon ein Zeugnis für seine politische Färbung. Und das gleiche beweist die Wahl der Angriffspunkte: Adel und Nachahmung ausländischer Sitten und Gebräuche im Militärwesen (um von der unhaltbaren Verdächtigung ganz abzusehen).

Ganz in ähnlichem Sinne schrieb ja auch der aargauische Vorkämpfer des Freisinns, K. R. Tanner am 31. Juli 1829 an J. v. Laßberg: „Sie sind so gut in Oesterreich bekannt, sagen Sie mir auch im Vertrauen, stammt Schmiel von adelichen Vorfahren? Ursprünglich trat er hier im Lande als Bürgerlicher auf, allmählig

fieng er sich an Lüfte zu geben, und jetzt droht er uns, nachdem alle alten Geschlechter des Landes hier erloschen und die Hallwylers im Aussterben sind, seine Sippschaft als Patriziat aufzudrängen. Ich wäre recht froh, eine feste Ueberzeugung über die Würde seiner Herkunft zu haben.“<sup>1</sup>

Die Auslösung der Spannung ergab sich im Sturmjahre 1830, freilich nicht in einer für Oberst Schmiel wünschenswerten Weise.

Die Juli=Revolution brachte den in Fesseln Gehaltenen aller Länder das Zeichen zur Erhebung. Auch in der Schweiz verstand man die Bedeutung des Augenblicks und ersetzte in manchen Kantonen das ausschließliche Regiment Privilegierter durch die Volksherrschaft. Im Aargau kam es zu dem Freiämterzug vom Dezember 1830, durch den eine Verfassungsänderung herbeigeführt werden sollte.

Heinrich Fischer von Merenschwand, selbst Mitglied des Großen Rates, bot das Volk im Freiamt und im Fricktal auf und führte es gegen Aarau (4.—6. Dezember 1830).

Die Regierung hatte auf die ersten Meldungen von Zusammenrottungen hin die Elitentruppen aufgeboten, und, als diese sich nur in spärlicher Zahl einfanden, auch die Landwehr einberufen. Zum „kommandierenden Befehlshaber“ ernannte sie am 5. Dezember den Obersten Schmiel. Unter ihm befehligte Oberstlieut. Feszer von Rheinfelden, der seit dem 4. Dezember in Lenzburg stand, um die Mannschaften dieses Bezirks einzuberufen und an sich zu ziehen. Allein seine Leute waren nicht zuverlässig und zeigten keine Lust, gegen die Aufständischen zu kämpfen, mit deren Ideen sie doch sympathisierten. So zog Feszer wieder nach Aarau ab.

---

<sup>1</sup> Frdl. Mitt. des Herrn Bez.=Lehrer S. Zimmerli in Aarau. — Der Befragte war nicht in der Lage einen Bescheid zu geben. — Zu beachten ist, daß Schmiel nie anders als hochdeutsch sprach.

Am 6. Dezember setzte sich in Wohlen, am Sammelplatze, das Heer der Aufständischen, 6—8000 Mann stark, nach Arau in Bewegung. Neuerdings dirigierte Schmiel einen Teil seiner Truppen gegen Hunzenschwil-Lenzburg vor. Durch gute Verpflegung suchte man die Leute bei ihrer Pflicht zu halten; auch beschloß die Regierung an diesem Tage der getreuen Mannschaft doppelten Sold auszahlen zu lassen.<sup>1</sup> Einen andern Beschluß hatte Oberst Schmiel selbst provoziert: dem Befehlshaber der Truppen wird auf seine Einfrage und Antrag die Weisung erteilt, den Truppenkommandanten den Befehl zugehen zu lassen, auf die allfällig heranrückende bewaffnete Volksmenge nicht zuerst Feuer zu geben; wenn aber die Truppen von der letztern angegriffen werden, ihren Angriff nach Kräften zurückzuweisen.<sup>2</sup> Schmiel scheint eben bis zum letzten Augenblick an eine friedliche Lösung geglaubt zu haben.<sup>3</sup> Es muß als ein großes Glück angesehen werden, daß dieser Befehl gegeben wurde; denn es läßt sich nicht absehen, was entstanden wäre, wenn die Truppen das Feuer auf die heranziehende Masse eröffnet hätten. Anderseits darf nicht übersehen werden, daß durch diesen Befehl von vorn herein auf eine wirkungsvolle Durchführung des Schutzes der Hauptstadt und der Regierung verzichtet wurde. So stoben denn die Truppen kampfslos auseinander, und der beisammengebliebene Rest wurde auf Schmiels Befehl von den Offizieren in Arau entlassen.

Das Volksheer marschierte durch die heutige Bahnhofstraße auf den Platz vor dem Regierungsgebäude, in welchem die Regierung in Permanenz saß. Indessen das Gebäude mit Bewaffneten umstellt und die Türen und Tore besetzt

---

<sup>1</sup> und <sup>2</sup> Reg.-Rat Prot. vom 6. Dez. 1830.

<sup>3</sup> Brief Aug. Kellers an Dr. Ruepp in Sarmenst. 5. XII. 1830. Aarg. Nachr. 1905, 4. Nov.

wurden, gab es auf dem Platze einen Tumult. Schüsse knallten in die Luft, und lautes Rufen begann: „Schmiel raus! Schmiel raus!“ Dieser jedoch blieb ruhig im Ratssaale, und es ist ihm denn auch in diesen Tagen keinerlei Unannehmlichkeit begegnet.<sup>1</sup> —

Das Volk erreichte durch den Aufstand seinen Zweck: Schon zehn Tage später wurde der Verfassungsrat gewählt, dessen Werk dem Volke direkt zur Abstimmung vorgelegt werden sollte; am 3. Januar 1831 begannen seine Sitzungen.

Oberst Schmiel gehörte dem Verfassungsrat nicht an. Der 6. Dezember hatte ihn völlig unpopulär gemacht. Von allen Mitgliedern des Kleinen Rates stand er an diesem Tage auf dem exponiertesten Posten, auf welchem in keinem Falle Ruhm zu erlangen war. Und eben holten seine Gegner zum heftigsten Schlage gegen ihn aus.

Unter den Truppen, welche dem Aufgebot der Regierung Folge geleistet hatten, waren namentlich solche aus dem Bezirk Zofingen gewesen. Diese bekamen nun wegen ihrer unrühmlichen Haltung manches zu hören, und die Offiziere entgingen dem Vorwurfe der Feigheit nicht. Dadurch in ihrer Ehre gekränkt, erklärten 17 Zofinger Offiziere in einer Zuschrift im Januar 1831 der Regierung, daß sie sich für unfähig hielten, unter solchen Umständen weiter zu dienen. Sie lehnten den Vorwurf der Feigheit ab, bezeichneten die beiden Führer Oberst Schmiel und Oberstlieutenant Fejer als die für den schlimmen Ausgang Verantwortlichen und erklärten, „daß die obbenannten zwei Herren Militär=Chefs unser Zutrauen, bis und so lange wir eines Bessern belehrt sind, verwirkt haben, und daß wir nichts so sehnlich wünschen, als daß deswegen bei

---

<sup>1</sup> fr. K. Bronner, Der Kanton Aargau 1844 II. p. 120.

einem allfälligen künftigen militärischen Wirken derselben niemals bedauerliche Vorfälle stattfinden mögen.“<sup>1</sup>

Nichts ist natürlicher, als daß nach einer Niederlage jeder die Schuld auf den andern schiebt. Allein hier fühlt man doch heraus, daß ein Groll mitspricht, der nicht erst vom 6. Dezember herstammte.

Schmiel hob den hingeworfenen Handschuh nicht auf. Er zog es vor, seine Entlassung aus der kantonalen Militärkommission und die Enthebung von allen militärischen Verrichtungen zu erbitten (29. Januar 1831):<sup>2</sup>

„Nachdem zu den mancherlei niederschlagenden Erfahrungen die ich in der neuesten Zeit im Militärwesen unseres Kantons gemacht hatte, noch die hochdenselben eingegebene Erklärung der Eliten-Offiziere des Bezirks Zofingen hinzukam: daß ich nemlich ihr Vertrauen verloren habe und die überdies meine Treue verdächtigt — da mußte ich das Maaß meiner Kräfte erschöpft und den Zeitpunkt eingetreten sehen, von Geschäften zurückzustehen, die forthin von mir nur mit unabwendbarem Widerwillen betrieben, hinwider auch durch mich, zu keinem nuzbaren Erfolg im Kanton selbst mehr gebracht werden konnten.

Ich trug Ihnen deshalb, Hochgeachtete Herren! in letzter Sitzung meine angelegenste Bitte vor: mich aus der Militär Commission entlassen und mich aller militärischen Verrichtungen entheben zu wollen. Sie fanden für angemessen die beiden hochgeachteten Collegen, meine hochachtbaren Freunde, die Hrn. Regierungsräte v. Reding und Lüscher an mich abzuordnen, um unter den geeigneten Vorstellungen über die Wichtigkeit des Schrittes, mir zugleich hochdero Wunsch auszusprechen, von meinem Entschlusse zurückzukommen.

---

<sup>1</sup> und <sup>2</sup> Staatsarchiv K Nr. 3 Bd. C Nummer 73.

Empfangen Sie H. H. für diesen Beweis unverkennbarer Teilnahme an meiner, von hochdenselben gefühlten schweren Stellung und für den Ausdruck kollegialischer Freundschaft meinen wärmsten Dank, und zugleich die Versicherung, daß ich auch hochdero Betrachtungen, zu welchen unsere militärischen Verhältnisse führen, nicht miskenne; allein erlauben Sie mir H. H. daß ich gerade in dieser letzten Beziehung, mehr noch als in Berücksichtigung meiner persönlichen Abneigung, den Grund finden soll, daß meinem Entlassungsgrunde entsprochen werde.

Nur wenn ich entfernt seyn werde, kann wieder Vertrauen und Folgsamkeit unter den Offizieren und den Truppen sich bilden.

Daß ich nun mit wehmütigem Gefühle, mein geziemendes Ansuchen um Entlassung aus der Militär Commission und von der Stelle des Direktors der Militärschule wiederhole, werden demnach Hochdieselben leicht in diesem Umstand und dann ebenso leicht in dem unüberwindlichen Wunsch von allen Militärgeschäften erledigt zu werden, finden und mir gütigst entsprechen; — in welchem Falle ich getreulich fortfahren werde, nach Maßgab' meiner Einsichten, das wankende Staatsgebäude, mit Ihnen H. H. aufrecht zu halten, bis ein neu vollendeter Bau, die Hüter des alten entlassen wird."

Doch das war seinen Gegnern noch nicht genug. Gegen ihn (wie gegen einige Andere) richtete sich die Debatte des Verfassungsrates vom 23. und 24. Februar über die Frage, ob geborene Ausländer inskünftig zu Staatsstellen zuzulassen seien. Schon war der Ausschluß beschlossene Sache; da kam am zweiten Tage der Rat darauf zurück und fand folgende mildere Fassung: wer bei Annahme der neuen Verfassung das Aargauer Bürgerrecht besitzt, ist dem gebornen Kantonsbürger gleich zu achten (Art. 10, Al. 3).

Nachdem Schmiel im Sommer auch noch aus dem Kantonsstabe ausgetreten war, hatte das aargauische Wehrwesen, dessen Schöpfer er gewesen war, für ihn keine Bedeutung mehr; auch als ihm später wiederum eine Stelle in der Militärkommission angeboten wurde, lehnte er bestimmt ab.<sup>1</sup>

Es mag ein schwerer Augenblick gewesen sein, als er nach beinahe dreißigjähriger unermüdlicher Tätigkeit Abschied nahm; wie es den Anschein hatte, ohne Dank und Anerkennung.

War nun diese völlige Zurückstellung verdient? —

Ein Anonymus, der im VIII. Bande von Balthasars Helvetia<sup>2</sup> den Freiämterzug vom Dezember 1830 besprach und dabei die politische Lage des Kantons in den vorausgegangenen Jahren erörterte, äußerte sich über das Militärwesen folgendermaßen:

„Das Militär- und Polizeiwesen leitete ein Mann, der ihm in jeder Hinsicht gewachsen war und darin mit rastloser Tätigkeit arbeitete. Allein im österreichischen Dienste zum Beamten gebildet und an ganz andere Staatskräfte und Volksverhältnisse gewöhnt, ging er, unserer Nationalität fremd, bald so weit, daß er mit seinen Forderungen in den Augen des Volkes als gefürchteter Tyrann da stand, der, die Zeit und das Ausland im Auge, der guten alten Gewohnheit und Gemächlichkeit Hohn zu sprechen, und, kaiserliche Paraden und Kasernen im Gedächtnisse, im schweizerischen Krieger nicht immer den republikanischen Staatsbürger zu berücksichtigen schien. Das Kriegswesen, wofür man Anfangs, namentlich im Freiamte, nicht wenig begeistert war, wurde dem Aargauer bald zur drückenden Staatslast, die ihm um so verhaßter wurde, weil er nicht

---

<sup>1</sup> Prot. d. R. R. 30. Mai 1833. <sup>2</sup> Aarau 1833 p. 302.

wußte, wozu und für wen er alle die vielen Kosten, den öftern und vielwöchigen Kasernendienst in der dem Landmann köstlichsten Zeit, die abstoßende, gemüthlose, herrische Behandlung tragen sollte. Höhere vaterländische Interessen hatte er keine kennen gelernt. Wenn aber der Republikaner die Waffe nur aus Furcht vor dem strengen Militärgesetz trägt, und das Bewußtsein und Selbstgefühl eines freien Bürgers, das ihm die edle Wehr für sein Vaterland und die Freiheit seiner Väter führen heißt, unterdrücken muß, so ist aller äußere Glanz eitle kostbare Parade ohne Seele, die bewaffnete Faust, die eingeübte Gewandtheit ohne belebende Kraft. Das aarg. Kriegswesen war weder im materiellen Aufwand für eine junge Staatskasse, noch dem Geiste nach für den Republikaner berechnet.“

Wie man sieht, stimmen die hier vorgebrachten Klagen im ganzen mit den schon früher gehörten überein; sie mögen einem vielfach gehegten Gefühle Ausdruck gegeben haben.

Es wäre natürlich töricht, den Obersten Schmiel gegen diese Vorwürfe blindlings schützen zu wollen; ebenso töricht aber wäre es, ihn als den alleinigen Urheber der beanstandeten Nachahmung ausländischen Gebahrens hinstellen zu wollen. Wenn man bedenkt, daß fast ganz Europa während mehr als zwanzig Jahren ein großes Kriegslager gewesen war, daß so viele der maßgebenden Schweizer Offiziere lange Jahre in ausländischen Diensten zugebracht hatten, so fällt die Erklärung für die „Ausländerei“ in unserer Armee nicht schwer.<sup>1</sup>

Wer das schweizerische Wehrwesen kennt, weiß, daß es sich hier überhaupt um eine typische Erscheinung handelt. Zwei Richtungen stehen sich allzeit gegenüber.

---

<sup>1</sup> Die gleiche Klage bringt schon ein Artikel im Neuen Schweizer Museum 1816 I. p. 128 ff.

Die eine glaubt, es habe eine Armee, die selten in die Lage komme, aus eigener Kriegserfahrung zu schöpfen, die Erfahrungen fremder Heere sich zu nütze zu machen; die andere hält dafür, daß, wer die Eigenart eines Volkes bei der Wehrbarmachung außer Acht lasse, sich eines entscheidenden Vorteils leichtsinnigerweise begeben.

Es ist einleuchtend, daß beide Auffassungen völlig recht haben; und sie schließen einander auch gar nicht aus. Notwendig ist nur, daß sie eine Ausöhnung unter sich anstreben und den Fehler vermeiden, daß sich jede für die allein zulässige hält und der andern ihre Berechtigung nicht zugestehen will.

Augenscheinlich hat gerade in den zwanziger Jahren diese Einseitigkeit auf beiden Seiten geherrscht. Allein die volkstümlichere Auffassung des Wehrwesens erlangte allmählich das Übergewicht; der Sieg der Demokratie verlieh ihr eine Gewalt, gegen die es für Oberst Schmiel keinen Widerstand mehr gab. —

Die eidgenössischen militärischen Ehrenstellen behielt Schmiel bei. 1832 wurde er neuerdings als eidgenössischer Oberst beeidigt.<sup>1</sup> 1833 und 1836 war er wieder Mitglied der eidgenössischen Militär-Aufsichtsbehörde, je auf ein Jahr gewählt.<sup>2</sup> 1837 inspizierte er im Auftrage dieser Behörde das Bundeskontingent von Unterwalden,<sup>3</sup> 1838 dasjenige von Thurgau und Graubünden.<sup>4</sup> Im gleichen Jahre trug ihm die eidgenössische Militär-Behörde die Direktion der Thuner Militärschule an; doch er lehnte ohne langes Besinnen ab.

---

<sup>1</sup> Prot. des Reg.-Rats 1832 3. Okt.

<sup>2</sup> Prot. des Reg.-Rats 1833 3. März und Repert. der Eidg. Absch. II. 501.

<sup>3</sup> Prot. des Reg.-Rats 1837 23. Okt.

<sup>4</sup> Prot. des Reg.-Rats 1838 29. Aug. und 27. Sept.

Im Jahre darauf (18. Juli 1839) entließ ihn die Tag-satzung aus dem eidgenössischen Generalstabe „mit Beibe-haltung der Auszeichnungen des Grades“<sup>1</sup>; er stand jetzt im Alter von 65 Jahren und hatte als Offiziersaspirant und Offizier eine Dienstzeit von 51 Jahren hinter sich.

### Bezirksamtmanu.

Die neue Verfassung war am 15. April 1831 zu Ende beraten und wurde am 6. Mai vom aargauischen Volke angenommen. Darnach waren nun auch die Behörden neu zu bestellen. Am 20. Mai wurde der Große Rat ge-wählt. Schmiel ging in zwei Wahlkreisen aus der Wahl hervor, in Aarau und in Kaiserstuhl. Er nahm für Kaiserstuhl an, welche Gemeinde ihn wenige Tage vorher unentgeltlich ins Bürgerrecht aufgenommen hatte, „um ihm bey solchem Anlasse die Gesinnungen ihrer aufrichtigen Hochschätzung darzulegen“. fraglich war die Wiederwahl in die Regierung; denn die neue Verfassung hatte die Zahl ihrer Glieder von 13 auf 9 reduziert. Am 13. Juli waren die Wahlen; Schmiel wurde nicht wiedergewählt.<sup>2</sup> Seine frühern Kollegen im neugewählten Kleinen Rat nahmen

<sup>1</sup> Repertor. der Eidg. Absch. II. 531.

<sup>2</sup> Von der zweiten Wahl an fielen immer einige Stimmen auf Schmiel, in der achten Wahl sogar 52.

Auch bei spätern Ergänzungswahlen erinnerten sich die Gesinnungs-genossen seiner. Bei einer solchen Ersatzwahl vom 3. Juni 1835 kam er im relativen Mehr seinem Gegner sehr nahe: dieser erhielt 61, Schmiel 58 Stimmen. Allein die Gegenpartei machte nun geltend, daß schon zwei Bürger des Bezirks Aarau im Kleinen Räte sitzen, daß Schmiel eben nicht nur in Kaiserstuhl, sondern auch in Aarau Bürger sei, und so erreichte im folgenden Wahlgange der Gegner das absolute Mehr.

von ihm Abschied in einem Schreiben voll Freundschaft und Anerkennung.

Es läßt sich denken, daß ein Mann von den Fähigkeiten und den Verdiensten Schmiels nicht lange müßig zu gehen brauchte. Nachdem der Bezirk Aarau — dem damaligen Modus entsprechend — ihn als einen der 16 Kandidaten für das Bezirksgericht bezeichnet hatte, wählte ihn der Große Rat zum Bezirksrichter und einige Tage später (2. Dez. 1831) mit großer Stimmenzahl zum Präsidenten des Gerichts. Nicht lange, nur ein Jahr, amtete er an dieser Stelle.<sup>1</sup> Am 27. Dezember 1832 ernannte ihn die Regierung zum Oberamtmanu des Bezirks Aarau mit einer Besoldung von 1000 fr.<sup>2</sup>

In dieser Beamtung ist er nun bis zu seinem Tode geblieben.

Doch boten ihm außerdem eine Reihe von Ehrenstellen Gelegenheit, Einsicht und Kenntnisse in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. So gehörte er fernerhin der Bibliothekkommission an, war Mitglied und Präsident des Bezirksschulrats in Aarau, Mitglied der Kantonschuldirektion und des katholischen Kirchenrates.

Als Mitglied des Großen Rates hat Schmiel sich nicht hervorgedrängt; verhältnismäßig selten meldete er sich zum Worte und immer war sein Votum kurz.

Als im Jahre 1832 das neue Militärgesetz beraten wurde, sagte er:<sup>3</sup> „Ich hatte mir vorgenommen, über das Militärwesen nichts mehr zu sagen, da ich lange genug die Zielscheibe von Vorwürfen gewesen; allein da es sich um eine Lebensfrage handelt [man stritt um die Dienstdauer des I. Aufgebots], konnte ich nicht schweigen.“

<sup>1</sup> Bis 27. XII. 1832: Mitteilg. des Herrn Bez.-Gerichtsschreiber W. Blum.

<sup>2</sup> Seit 1842 fr. 1200. <sup>3</sup> Verhandlungsblätter p. 241.

Später ergriff er doch wieder das Wort in militärischen Angelegenheiten, so 1835,<sup>1</sup> als Oberst Zimmerli (in einem Schreiben an den Großen Rat) auf den traurigen Zustand der Kaserne aufmerksam gemacht hatte. Da erklärte er, die Kaserne sei eine Kloake, die Militärkommission habe schon seit dreißig Jahren darauf aufmerksam gemacht. Er verlangte ein neues Gebäude, das mit 50—60,000 Fr. erstellt werden könnte. Und als es sich, in derselben Sitzung, darum handelte, ob nicht an der Tagsatzung gegen die Abordnung schweizerischer Offiziere zu den Manövern fremder Armeen protestiert werden sollte, trat er solcher Meinung mit Lebhaftigkeit entgegen und betonte, wie wichtig es sei, daß unserer Armee diese Möglichkeit der Belehrung erhalten bleibe.

An den großen politischen Debatten der dreißiger und vierziger Jahre beteiligte er sich nur in bescheidenem Maße.

Seiner politischen Stellung nach gehörte er natürlich zur Opposition. Das ist ihm, dem Beamten der Regierung, freilich verübelt worden, und so drohte ihm 1837, nach der ersten Amtsperiode, die Gefahr, nicht wiedergewählt zu werden.

Allein nun petitionierten sämtliche Gemeinderäte des Bezirks Aarau um seine Bestätigung, worauf er allerdings wieder gewählt wurde. Von da an vollzog sich die Wiederwahl jeweilen<sup>2</sup> ohne den geringsten Anstand. —

Es mag hier der Ort sein, an Schmiels Familienbeziehungen zu erinnern.

Wie man weiß, hatte der junge Kadett im Frühling 1792 mit seinem Regimente die mährische Heimat verlassen und seither nie wieder gesehen. Doch war er durch einen

---

<sup>1</sup> A. a. O. 4. Juni 1835 p. 1137. <sup>2</sup> 1842, 1846.

steten Briefwechsel mit den Angehörigen in Verbindung geblieben, der auch nicht völlig unterbrochen wurde, als er den Dienst quittierte und nach der Schweiz kam. Während des Feldzugs hatte der Zufall es wiederholt gefügt, daß er mit seinen Brüdern, die ja auch im oesterreichischen Heere dienten, zusammentraf.

Inzwischen war der Vater durch einen Schlaganfall dienstuntauglich geworden, und im September 1801 kam die Nachricht, daß er gestorben sei.

Erst 1816 sah er wieder einmal einen Verwandten. Sein Bruder Ladislaus war auf kurzen Besuch gekommen und hatte, wie er schrieb, die angenehmsten Erinnerungen an seine Aarauertage in die Heimat gebracht.

Dann aber trat das Merkwürdige ein, daß Oberst Schmiel jeden Verkehr mit der Heimat abbrach. Weder die rührenden Werbungen der Mutter, die es längst aufgegeben hatte ihren ältesten Sohn nochmals zu sehen und nur noch um seine Briefe bat, noch die Nachricht vom Tode des andern Bruder Heinrich (1822), noch die andere aus dem folgenden Jahre, daß die Mutter durch einen Schlaganfall auf der einen Seite völlig gelähmt worden sei, vermochten ihn das Schweigen zu brechen.

Es ist unmöglich, auch nur eine Vermutung über den Grund dieses beklagenswerten Verhaltens auszusprechen, da jede Andeutung fehlt.

Erst als der Bruder Ladislaus, jetzt Major in Laibach, 1834 bei der aargauischen Regierung nach dem Bruder in der Schweiz forschte, raffte sich dieser auf und antwortete.

Ein Jahr später starb die Mutter im 87. Altersjahre. In der Bitterkeit ihrer alten, einsamen Tage hat sie sich, wie ihr Testament bekundet, von dem ältesten Sohne losgesagt . . . .

Wieder ein Jahr später war auch der Bruder Ladislaus nicht mehr am Leben. Ob die Reise nach Deutschland in Familienangelegenheiten, für die Schmiel im Sommer desselben Jahres sich Urlaub erbat,<sup>1</sup> mit diesem Todesfalle in Beziehung war, steht dahin.

Um dieselbe Zeit, da der Tod das letzte schwache Band völlig löste, das ihn noch mit seiner Familie verbunden hatte, traf ihn in allernächster Nähe ein harter Schlag. Am 5. Mai 1836 verlor er seine Gattin, mit der er in 34jähriger Ehe zusammen gelebt hatte. Lebhaften Geistes, mit künstlerischen Neigungen, die ihr Vater sorgfältig gepflegt hatte, war sie ihrem Gatten eine vertraute Gefährtin gewesen, welche ihm die mannigfachen Wechselfälle des Geschicks getreulich tragen half. Doch war sie schwächerer Natur und mußte namentlich eines Augenleidens wegen bald den Pinsel niederlegen. Nach einer langwierigen Krankheit brachte endlich der Tod die ersehnte Erlösung.

Von den drei Söhnen, die sie ihrem Gatten geschenkt hatte, war der erste gleich bei der Geburt gestorben, der dritte hatte nur ein Alter von 13 Monaten erreicht. Der mittlere, Julius, 1804 geboren, wurde 1829 Regierungsekretär und stand am 6. Dezember 1830 als Grenadierlieutenant bei den Regierungstruppen. Nach der Verfassungsänderung war er Ratschreiber des Kantons geworden; seit 1839 amtete er als Sekretär bei der Tagsatzung.

Durch diese Änderung war er genötigt Aarau zu verlassen und alle zwei Jahre mit der Tagsatzung den Wohnort zu wechseln: von Zürich nach Bern, von Bern nach Luzern und wieder nach Zürich. Da war nun der alternde Mann völlig verlassen, und um sich dafür, soweit es eben möglich war, schadlos zu halten, führte er mit seinem Sohne einen ziemlich regen Briefwechsel, der

---

<sup>1</sup> R. R. Pr. 1837 28. VIII.

für uns um so interessanter ist, als er zeitlich mit den großen Entscheidungen der vierziger Jahre zusammenfällt. Und da ergibt es sich denn, daß der Siebzigjährige nicht allein mit höchstem Interesse und jugendlichem Temperamente die Ereignisse verfolgt, sondern daß er selbst noch einmal heraustreten muß, um seinen Mitbürgern einen großen Dienst zu leisten.

Der Zeitpunkt, in welchem die Briefe beginnen, ist ein Augenblick der Ruhe, eine Pause während des Sturmes. Noch zittert bei uns die heftige Bewegung nach, welche die Durchführung der Badener Artikel in den katholischen Gegenden unseres Kantons hervorgerufen hat. Und ein Monat nur ist vergangen, seit Zürichs radikale Regierung gestürzt worden war. „Eine dumpfe Gährung ist im Lande; die Freyämter möchten gerne etwas unternehmen, um sich zu rächen; es fehlt aber an Zusammenhang und Chef.“ (26. Oktober 1839.) Schon beginnen Untersuchungen gegen Beamte, welche sich an Volksversammlungen gegen die Regierung beteiligt hatten. Schmiel, natürlich kein Freund der herrschenden Partei, gibt seiner Meinung über die Haltung der Regierung kräftigen Ausdruck: sie habe den Schlotter, meint er; oder: „von der Regg.<sup>1</sup> ist wenig zu vernehmen; wenn sie sich hören läßt, so geschieht es, wie arme Kinder oder furchtsame Leute im Finstern pfeiffen

---

<sup>1</sup> Mitglieder der Regierung waren 1839: Friedr. Frey-Herosé von Aarau, Landammann; Ed. Dorer von Baden, Landstatthalter; Dan. Lüscher von Ob.-Entfelden; Albr. Bonenblust von Aarburg; Adalr. J. Schaufelbüel von Surzach; J. f. Wieland von Rheinfelden; Ludw. Berner von Unt.-Kulm; Franz Waller von Eggewyl; Joh. Plüß von Zofingen.

Es wurden im folgenden Jahrzehnt gewählt: 1842 Fried. Siegfried von Zofingen und Rud. Lindenmann von Fahrwangen (für Bonenblust und Plüß); 1843 Jos. Borsinger von Baden (für Dorer); 1849 Sam. Schwarz von Mülligen (für Frey-Herosé).

oder singen, um zu zeigen, daß sie keine Furcht haben. Die Stimmung im Lande ist aber sehr böse. Allgemeine Unzufriedenheit, aber keine Übereinstimmung: es ist ein Durcheinander von Klagen und Wünschen, das ebenso zahllos als heterogen ist. Nur darin stimmen alle nach Zürichs Vorgang überein, daß die Regierung weg müsse. Jedoch will man es nicht gewaltsam bewirken, sondern die 1840 eintretende Verfassungsänderung und die Wahlen benutzen. Macht nun die Regierung dumme Streiche, so wird auch ohne Zweifel hier Zürich nachgeahmt werden. Besonders tätig ist das freie Amt und das 41er Komitee von Bünzen, das sich letztlich in Muri unter den Augen des Bezirksamtmanns Weibel versammelt hat, der es — aber fruchtlos — zu belehren gesucht hat.

. . . . . Fischer von Merenschwand und Bezirksrichter Suter von Sins, Bruder des Ratschreibers, aber ein weit tüchtigeres Subjekt, bereisen das Land und sondieren. Ich traf sie Montags bei Herrn Herzog<sup>1</sup> an, als sie aus dem Fricktal zurückgekommen waren, wo sie meinten Übereinstimmung gefunden zu haben. Sie waren eben im Fortgehen. H. sagte mir: sie bestünden auf konfessioneller Trennung, das sei die Hauptsache. Soweit hätten es nun die Radikalen gebracht, daß selbst die Vernünftigeren dazu Hand bieten müssen, wenn man Ruhe im Lande behalten will. Sie sehen das nun selbst ein und wünschen einzulenken, allein die Katholiken haben keinen Glauben an ihre Worte, da ihre Werke zu laut gesprochen haben.“  
(4. Dez. 1839.)

Mit Beginn des Jahres 1840 kam die Verfassungsrevision in Gang. Der 22gliedrigen Kommission, die der Große Rat zur Vorberatung des Entwurfes aufgestellt

---

<sup>1</sup> alt Bürgermeister.

hatte, gehörte Schmiel nicht an, wohl aber war er „leider“ Mitglied der andern, welche die Frage zu prüfen hatte, ob der Kanton nicht vom Siebner Konkordat und von den Badener Artikeln zurücktreten solle. Daß er diese Fragen bejahte, ergibt sich aus seiner politischen Stellung; natürlich blieb seine Ansicht in Minderheit.

Betreu seiner frühern Haltung tritt er in den Verfassungskämpfen des Jahres 1840 wenig hervor. Doch zeigen seine Briefe den starken innern Anteil, den er an den Vorgängen nimmt, und lassen die mächtige Erregung erkennen, welche hüben und drüben die Parteien ergriffen hat. Er sieht voraus, daß bei der gewaltigen Agitation der Reformierten für ihn im neuen Großen Räte kein Platz mehr sein werde.

Nach der Verwerfung des ersten Revisionsentwurfs (4. Okt. 1840) durch welchen weder die Reformierten noch die Katholischen befriedigt worden wären, begann der politische Kampf wieder. Jetzt stand erst recht im Vordergrund die Forderung der Reformierten, daß die Parität bei den Großratswahlen fallen gelassen werde.

Schmiels Standpunkt kennzeichnet sein Antrag im Großen Räte — anlässlich der Debatte über die Parität —, der Rat sollte das Recht haben, noch vier Mitglieder hinzu-  
zuwählen, um allfällig geschehenes Unrecht wieder gut zu machen. Ein solcher gutgemeinter Vermittlungsantrag hatte natürlich keine Aussicht auf Erfolg in einem Zeitpunkt, da zwei feindliche Parteien so starr als möglich an ihren Grundsätzen festhielten. Denn der reformierten Forderung gegenüber erhob sich immer schärfer diejenige der Katholiken nach konfessioneller Trennung der Verwaltung, Errichtung zweier Großen Räte.

Die Abstimmung vom 5. Januar 1841 brachte, wie vorauszusehen war, ein den Reformierten günstiges

Resultat. Die Antwort der Katholiken war der Aufstand im freiamt. Schon am 10. Januar meldet Schmiel seinem Sohne die Ereignisse desselben Tages: die Gefangennahme des Regierungskommissärs Waller in Muri, die Mobilmachung der Elite, der Landwehr erster und zweiter Klasse aus den reformierten Bezirken. „Man erwartet ihre Ankunft diese Nacht, die ich wol werde auf der Amtskanzlei zubringen müssen, denn jeden Augenblick kommen Aufträge für Pferde, Einquartierung, Bürgerwache u. s. w. Morgen vormittags gedenkt man mit aller Macht abzumarschieren und in Lenzburg sind bereits 300 Mann. Oberst Frey-H. (erosé) ist wirklich [jetzt] hier um sie mit Nöthigem und Munition zu versehen. Stellen sich die Freyämter zur Wehre, so gibt es harte Schläge, denn die Truppen sind fürchterlich erbittert und da es diesmal nicht die gleiche Sache politischer Natur ist, wie 1830, sondern religiöser Fanatismus auf beiden Seiten herrscht, so werden sie sich auch einfinden.“

Nun folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag: am 11. Januar rückten die Truppen nach dem freiamt ab und sprengten bei Dillmergen den Landsturm auseinander; am 12. zogen sie in Muri ein, wo sie Waller befreiten; am 13. versammelte sich der in Eile einberufene Große Rat und sprach auf Augustin Kellers Antrag die Aufhebung der Klöster aus.

Am 13. berichtete Schmiel über diese Vorgänge:

„Ich wollte dir, lieber Julius, noch gestern abend schreiben, kam aber erst Abends 10 Uhr zu meinem Mittagessen, in Suppe und Fisch bestehend, beim Ochsen. Ich hatte den ganzen Tag mit Ordres und Contreordres für Einquartierung, Pferde, Wagen, mit Hausdurchsuchung, Verhören u. s. w. zu thun und wie bewußt ist mein Amtschreiber fort und sein Stellvertreter eine langsame Ma-

schine. Ich konnte weder gestern noch heute den Gr. Rath besuchen.<sup>1</sup> Gestern wurde übrigens wegen Mangel an Mitgliedern keine Sitzung gehalten. Aus Muri und Bremgarten ist beinahe gar Niemand hier, auch von Baden fehlen Einige und ebenso von Zurzach und dem obern Theil des Bezirks Laufenburg. Die Baldinger, Reding, Erolldheim sind eingetroffen, auch Hptmann Schmid<sup>2</sup> kam, wo er sogleich abgefaßt worden; er sitzt im Bürgerstübchen über dem Bogen. In der Nacht vom Montag auf Dienstag<sup>3</sup> ließ er in Leuggern, Leibstadt, Böttstein, Döttingen, Klingnau Sturm läuten, zog mit Stutzer und Waid sack zu Pferd mit ca 7—800 M. bis Würenlingen, wo er das Einberufungsschreiben zum Gr. Rath und die Proklamation<sup>4</sup> erhielt und die Leute wieder zurückführte. Letzte Nacht hatte das gleiche Spektakel statt, wie man sagt, von einem Knechte von Schmid angezettelt. Der Haufe kam bis ins untere Siggenthal und lief wieder auseinander. Beidemale hatten sich Mettaufer, Gansinger, Sulzer angeschlossen.

Ich mußte Schmid verhören, ebenso Dr. Ammann wegen Versendung der Brochüre „Neue gewichtige Bedenken“, die er in einigen 100 Exemplaren nach Herznach verschickt hatte. Ich mußte bei ihm Hausdurchsuchung vornehmen, fand aber nichts Verdächtiges. Er gab eine scharfe Protestation über das Verfahren zu Protokoll. Heute wurde auch Meisel von mir zu Protokoll vernommen über den Hergang in Leuggern. Man hat ihm ins Haus geschossen: Ueberhaupt geht es wahrhaft Kanni-

---

<sup>1</sup> Er hat also an der Debatte über die Klosteraufhebung nicht teilgenommen.

<sup>2</sup> von Böttstein, Mitglied des Bünzner Komites.

<sup>3</sup> Soll heißen: vom Sonntag auf den Montag, 11/12 Jan.

<sup>4</sup> der Regierung.

balisch zu. Die Freyämter sind wahre Unthiere. Im Kloster wurde Sturm geläutet; die Pfaffen waren fort bis auf den Abt und einen zweiten Geistlichen. Gestern rückten unsere Truppen in Muri ein und H. Waller, Zimmermann,<sup>1</sup> Weibel,<sup>2</sup> die Landjäger wurden befreit. Dieselben wurden auf die schauderhafteste Weise mißhandelt und die Landjäger, die ich heute sah, sahen scheußlich aus. Gefechte hat es weiters keine gegeben. Der schwerer verwundete Küttiger ist noch am Leben. Von Habsburg ist ein Jäger ebenfalls verwundet.<sup>3</sup> Remi,<sup>4</sup> der ganz heillos gepülvert haben soll,<sup>5</sup> hatte wieder einen bedeutenden Zufall.<sup>6</sup>

Doch sei er auf der Besserung. Bremgarten und Baden sind von unsern Truppen besetzt; an letztem Ort ist die Brücke abgeworfen um den Siggenthalern den Einzug zu verwehren. Bis diesen Augenblick sind hier 3070 M. einquartiert worden. Gestern langte 1 Bat. Basellandschäftler, äußerst schöne Truppen hier an und rückten heute ins Freyamt. Ein Berner Bat. (Kohler) ist durch; das Bat. Steinhauer heute in Kölliken, Entfelden, Mühlen. Morgen kömt eine Batterie Artillerie hier an.

Ich mußte abbrechen. Schon ist es wieder 8 Uhr und ich muß noch an die Milit. Com. schreiben.

Heute hat der Gr. Rath alle Klöster aufgehoben. Wey<sup>7</sup> geht es besser, Lindenmann<sup>8</sup> ist noch nicht außer Gefahr.

---

<sup>1</sup> Landjägerchef. <sup>2</sup> Bezirksamtman von Muri.

<sup>3</sup> Beide sind im Treffen bei Dillmergen verwundet worden und bald nachher den Wunden erlegen.

<sup>4</sup> Sauerländer, Kommandant der Artillerie.

<sup>5</sup> 122 Vollkugeln und Granaten.

<sup>6</sup> Er starb drei Jahre später an einem Schlaganfall.

<sup>7</sup> Bezirksamtman in Bremgarten, den das aufständische Volk verwundet hatte.

<sup>8</sup> Der ebenfalls verletzte staatl. Klosterverwalter in Muri.

So eben heißt es, es seien wieder Landstürme ergangen. Aber es sind jetzt Truppen genug um Alles zu erdrücken. Von hier sind schon 2 und  $\frac{1}{2}$  Batt. fort.“

Für Schmiel gab es außer den fortgesetzten Truppen-  
dislokationen auch noch allerlei kleines Ungemach. So  
sagt sein Brief vom 14. Januar: „In letzter Nacht, als  
ich eben zu Bette wollte, (11 Uhr) mußte ich noch zum  
Storchen, von wo sich Dr. Bruggisser<sup>1</sup> nicht heim zum  
Wildenmann wagte, weil Gottl. Hagnauer<sup>2</sup> und Con-  
sorten ihm aufpaßten. Ich führte ihn ganz pomadig nach  
Hause, und es fand sich nachher wirklich, daß er ar-  
retiert werden sollte und zwar auf eigene Faust des Herrn  
Gottlieb. Diesen ließ ich nun heute früh abfassen und nach  
einem ziemlich langen Verhör ließ ich ihn in ein Bürger-  
stübchen bringen, wo er nun neben Hptm. Schmid sitzt.  
Die Extreme sind Nachbarn. — — — Dem fröhlich<sup>3</sup>  
hat man gestern abends mit geworfenen Bleikugeln die  
Fenster eingeschmissen.“ —

Nun war die Anerkennung der Verfassung auch im  
Freiamt erzwungen, die Großratswahlen wurden ausge-  
schrieben. Schmiel war überzeugt, daß er nicht wieder ge-  
wählt würde, „was mir aber wirklich lieb ist; denn Re-  
gierung und Gr. Rath werden harten Stand haben, wenn  
einmal das nicht ausbleibende Gewitter heranziehen wird.“  
(27. Januar) Und doch machte er (3. Februar) in Aarau  
60 Stimmen, kam in den Kreisen Suhr und Wölflinswil  
in die Wahl und wurde in Mettau gewählt. Nun ver-  
söhnte er sich doch mit dem Gedanken, der Behörde wieder

---

<sup>1</sup> Dr. Bruggisser hatte am 13. Januar im Großen Räte einen  
Antrag gestellt, der auf Verschiebung des Aufhebungsbeschlusses ab-  
zielte.

<sup>2</sup> Prof. G. Hagnauer, der Extrem-Radikale.

<sup>3</sup> Abt. Em. Fröhlich, konservativ.

anzugehören: „die Zusammensetzung des neuen Gr. Rathes ist nicht übel ausgefallen; jedenfalls finden die R. [adikalen] eine mächtige und verständige Opposition, denn aus den freien Aemtern sind meistens tüchtigere und gebildete Leute gewählt worden als die frühern waren.“ (3. Febr. 1841.) Er selbst gehörte nach wie vor der Opposition an, auch jetzt nicht im extremen Sinne; so zollt er unsern Gesandten, welche an der Tagsatzung die Klosteraufhebung zu vertreten hatten, alle Anerkennung für ihre wackere Haltung. Doch ist ihm der heftige Fanatismus der Radikalen ein Greuel. „Von der fanatischen Stimmung, welche hier herrscht, macht man sich keinen Begriff. Man darf den Mund nicht öffnen um allfällig eine Bedenklichkeit zu äußern oder zum Frieden, zur Vermittlung zu mahnen. Auf Morgen Abend ist ein großes Nachessen zur Feier des Tages<sup>1</sup> in der Neubrücke, versteht sich pr. subscription, bestellt. Tanner obenan dann alle Reggs-glieder, der Landammann [Waller] à la tête, dann folgen alle Honoratioren, die radikal oder Beamte sind und es bleiben wollen, folglich durfte auch ich und mein Amtschreiber u. so manche andere nicht wegbleiben.

„Wie weit die Rasereien gehen, hier ein Münsterchen! Von dem Offizier Corps zu Zofingen (an der Spitze ein Suter, ich vermute Oberst Rudolf) kam an das Comité des Kantonal-Offiziersvereins das Begehren, eine allgemeine Versammlung auf den 4. d. zu bestellen, um zu beschließen: eine Adresse an die Offizier-Korps der Kantone Zürich, Basel Landschaft, Bern um sie aufzufordern, mit ihren Truppen dem Kanton Aargau zu Hülfe zu eilen, wenn ihn die Noth drängte. Dann sollte auch das Offizierskorps von Waadt eingeladen werden, in solchem Falle

---

<sup>1</sup> Die Rückkehr der Gesandten von der Tagsatzung.

gleichfalls das Beispiel zu geben, daß in seinem Volke ein anderer Sinn herrsche als der, den der Gesandte gezeigt habe. Oberst Rothpletz, Frey v. Brugg und Henz bilden das Comité, welches aber auf Freys eindringende Vorstellung der Einladung keine Folge gegeben hat, jedoch nicht hat sagen dürfen, wie ungeziemend, ja wie unglücklich es für das Vaterland wäre, wenn solche Tendenzen sich zeigten, die gerade das Unglück des Landes befördern müßten; man entschuldigte sich nur mit der Kürze der Zeit, so daß also die Offiziere in Zofingen nichts weniger als belehrt sind.“ (6. April 1841.)

Die nun folgenden langen, über zwei Jahre sich hinziehenden Verhandlungen der Tagsatzung über die Klosteraufhebung, bieten Schmiel Gelegenheit genug, sich in seinen Briefen über Personen und Sachen auszusprechen. Da fällt mancher Hieb auf die Vertreter der herrschenden Partei, manche scharfe Bemerkung gegen die bestehenden Zustände.

Läßt man diese Äußerungen des Parteigeistes ruhig passieren, so erregen andere Ansichten wegen ihrer Seltsamkeit doch ein Kopfschütteln. So wenn er schreibt: „Hast du auch im Amtsblatte gelesen, daß über zwei Lehenhöfe des Klosters Muri Verkaufssteigerungen ausgeschrieben sind. Ist es doch warlich, als ob man der Tagsatzung und den eigenen Verheißungen nichts zu verändern, selber Hohn sprechen wolle. Unsere Magnaten sind warlich blind und scheinen sich auf den Fanatismus und den Bürgerkrieg — der ja nur zu ihren Gunsten ausschlagen kann — zu verlassen. Ein kräftiges Fingeraufheben der Diplomatie könnte allein zur Besinnung bringen.

„Niemand denkt daran, daß es ein anderes Mittel als bewaffneten Einmarsch und Herstellung der Klöster gibt, um Aargau zahm zu machen; nämlich den Ausschluß aus dem Bunde, dem es sich nicht fügen wolle. Mit

Truppengewalt ist in unsrer wohlconditionierten Eidgenossenschaft und der herrschenden Indisziplin nichts auszurichten.“ (10. Aug. 1841.)

Die Wünschbarkeit der Einmischung des Auslandes, der Gedanke an den Ausschluß des Kantons aus dem Bunde als Strafe für bundeswidriges Verhalten: spricht da bloß die Bitterkeit des Unzufriedenen, oder liegt nicht vielmehr in solchen Gedanken ein Verkennen des Wesens unseres Bundes?

Außerungen wie die folgenden kennzeichnen Schmiels Grundanschauungen: „Unsere saubern Zeitungen, Schweizerbote, Dorfzeitung, Posthörnchen machen alles Mögliche um die Köpfe zu verrücken und die Leidenschaften aufzujagen. Man macht sich von dem herrschenden Fanatismus gar keinen Begriff, und die Herren Meneurs haben es jetzt soweit gebracht, daß wenn sie Mäßigung predigen würden, sie alles Zutrauen verlieren würden. Es ist offenbar auf ein Scandal in der Schweiz abgesehen und die Radicalen rechnen erstens auf die Protestanten, dann auf ihre politischen Glaubensgenossen; um Sieger zu bleiben, setzen sie Alles aufs Spiel. Man muß nur in ihren Blättern sehen, wie die Tagsatzung und die Gesandten an derselben mitgenommen werden! — — — Wird man denn nicht einmal begreifen, daß Volksregierungen noch viel weniger als monarchische, mit einer unbegrenzten Pressfreiheit ohne alle Polizei bestehen können.“ (1. Sept. 1841.)

Aus ähnlicher Verbitterung heraus ist auch später die Mahnung an den Sohn geschrieben: „du hast nun Lebenserfahrung genug, um zu wissen, wie Noth es tut besonders in Republiken mit Jedermann gut zu stehen, da wenn zuletzt die Freunde nichts nützen, die Feinde dennoch immer Schaden können.“ (10. Juli 1843.)

Immerhin erfuhr Schmiel doch daneben die Genugtuung, daß er am 5. Januar 1842, nachdem er als Alterspräsident den Großen Rat eröffnet hatte, nun auch in der geheimen Wahl als Präsident beibehalten wurde; daß bei den Erneuerungswahlen Ende 1843 Mettau<sup>1</sup> ihm treu blieb; daß auch Gansingen ihm ein Mandat antrug, und daß er im Sommer 1844 neuerdings den Großen Rat interimistisch präsidieren durfte.

Mit dem Jahre 1843 war die Klosterfrage an der Tagsatzung erledigt worden; das folgende Jahr brachte die Jesuitenfrage. In Luzern wurde die Absicht laut, die Jesuiten zu berufen; der Aargau wollte zuvorkommen und ließ durch seine Gesandtschaft an der Tagsatzung die Ausweisung der Jesuiten aus der ganzen Schweiz fordern. Das Begehren wurde mit großer Mehrheit abgelehnt, und Luzern führte seine Absicht durch, trotz des Protestes einer starken Minderheit unter den Kantonsbürgern. Diese Minderheit, die liberale Partei, wollte unter keinen Umständen sich dem Jesuitengesetze fügen und beschloß zur Selbsthilfe zu greifen, Gewalt anzuwenden. Am 3. Dezember teilte Schmiel dem Sohne mit: „Heute trägt man sich hier mit drohenden Gerüchten von Krieg in Luzern, der jeden Tag in der Stadt selbst und vom Lande gegen dieselbe erwartet werde. Die treuen Zofinger R[adikalen]

---

<sup>1</sup> Welch eigentümliche Begleiterscheinung damals eine Wahl in den Großen Rat haben konnte, zeigt der Brief vom 21. Januar 1844: „du weißt, daß ich wieder in Mettau gewählt worden bin; aber welche Bettelei! am gleichen Tage erhielt ich — rathe — 8 Boten und vorgestern noch den Weibel des Friedensrichters mit der amtlichen Anzeige. Sollte das Protokoll wieder nicht in Ordnung seyn, so danke ich für jede Wahl, denn diese erste und zweite kostete mich über fr. 50 und noch schreibt mir der Friedensrichter, man habe mich bei einem Nachessen hoch leben lassen, es habe ihn aber fr. 62 gekostet. Meinetwegen!“

rüsten sich zur Hülfe. — — — Sogar bei uns werden gedruckte Zettel gegen die Jesuiten auf dem Lande ausgegeben; ist warlich nicht nötig, als um den Haß gegen die Katholiken aufzuregen.“ Und am 7. Dezember weiß er, daß Bern Truppen aufgeboden hat, und Aargau im Begriffe steht es zu tun. „In Zofingen und Kulm ist der Teufel mit den freischaren los, besonders am erstern Orte, wo man zum Einrücken und Hülfebringen so sehr geneigt ist, daß Gestern der Landammann sich dahin verfügte. Gestern wurden Zettel verbreitet des Inhalts: Herr U. U., wenn Sie Muth und Entschlossenheit haben, dem Jesuitenandrang entgegen zu gehen, so finden Sie sich diesen Abend 6 Uhr beim Löwen 2 Stiegen hoch ein. Zwanzig Mann seien erschienen, und heute suche man in der Stadt herum Stutzer und Gewehre.“

folgenden Tags fand der erste freischarenzug statt, der aber mißlang, was die Folge hatte, daß die Luzerner Liberalen, heftigen Verfolgungen ausgesetzt, sich zahlreich in die benachbarten freisinnigen Kantone retteten, daß die Luzerner Regierung ein äußerst scharfes freischarengesetz erließ, daß also auf beiden Seiten die Erbitterung aufs höchste gedieh und eine friedliche Lösung als ausgeschlossen erschien. In der That bereitete sich der zweite, heftigere Sturm auf das Frühjahr vor.

Schon am 17. Januar 1845 erhielt der Bezirks-Untmann Schmiel ein Schreiben des Polizei-Departements: „es verlautete, daß hier freischaaren angeworben werden, was auch an der Sache sei. Ich antwortete, die Sache sei offenkundig, eine hochgestellte Person stehe ja an der Spitze, der Bez. Comdt. (Sekretär des Pol.-Dep. Haßler), setze dafür die Sektionsadjutanten in Bewegung; sobald die Regg. sprechen werde, werde wol Stillstand eintreten.“

Inzwischen machte die Bewegung gegen die Jesuiten in der Schweiz Fortschritte. Der Zürcher Große Rat gab seinem Gesandten für die außerordentliche Tagsatzung Instruktion auf Vertreibung des Ordens, entgegen dem Willen seiner Regierung; Waadt ersetzte seine konservative Regierung durch eine liberale. Die Nachricht von diesen Vorgängen beunruhigte Schmiel nicht wenig. „So Gott will, wird doch das Alles nicht wahr seyn, sonst haben wir einen Bürgerkrieg und fremde Einmischung unfehlbar. Jedenfalls wird man sich so unvernünftig geberden, daß die letztere nicht fehlen wird, da man ja mit aller Gewalt Zuchtmeister haben will.“ (7. Febr. 1845.) Im aargauischen Großen Räte beharrte man bei der Vorberatung für die Tagsatzung fest auf der einmal eingenommenen Position. „Der erste Antrag des Kl. Rathes — die Reprimande des Vorortes — fiel auf den Antrag der Commission durch, alle andern Vorschläge, nämlich die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und die Rechtfertigung von Freischaren und Freischarenzügen, wenn die Regierungen den Volkswillen nicht verstehen wollen, wurden mit der gewöhnlichen servilen Mehrheit gegen 37, 48 Stimmen beschloffen. — — — Die heutige Berathung war eine der merkwürdigsten, der ich seit 30 Jahren beigewohnt habe. Tanner, Keller, Waller, Wieland verteidigten offenbar die Anarchie, das Recht des Volkes, wenn die Regierungen auf Abwege gerathen (wer entscheidet darüber? ein paar Lärmer!) oder wenn ein Gegenstand von denselben nicht für wichtig gehalten wird (wie hier die Jesuiten) müsse sich das Volk selbst helfen; man müsse immer den Zweck im Auge haben. (Gerade wie die Jesuiten: der Zweck heiligt die Mittel).“ (13. Febr. 1845.)

Indessen, die Anträge Aargaus fanden an der außerordentlichen Tagsatzung in Zürich (Februar 1845) wohl

bedeutend lebhaftere Unterstützung als früher, doch immer noch keine Mehrheit der Stimmen; dagegen wurde mit kleiner Mehrheit ein Verbot gegen die Freischaren erlassen, dem aber jede Wirkung mangelte.

Der negative Entscheid der Tagsatzung in der Jesuitenfrage veranlaßte alle die, welche auf ein energisches Einschreiten der Bundesbehörde gehofft hatten, nun die Sache mit aller Energie selbst an die Hand zu nehmen. „Das Freischaren Unwesen ist in voller Bewegung.“ (10. März.) „Gestern erschienen hier die Scharfschützen des Bezirks (die Milizen aber ohne Waffen und Uniform), von wem einberufen ist mir unbekannt, um beim Rößli eingeschrieben zu werden. Es unterzeichneten indeß nur 10 und viele Landleute gingen des ewigen Treibens und Jagens müde, verdrießlich nach Hause. Die Flüchtlinge tragen alle gleiche schwarze Kappen mit Wachstuch überzogen und die eidgen. Cocarde, d. h. das weiße Kreuz darauf; sie sind in Comp. eingeteilt; von Exercieren konnte ich jedoch nichts wahrnehmen. Nachdem nun wieder eine Ladung von mehreren 1000 Exemplaren Aufrufe freundnachbarlich in den Kanton L. praktiziert worden, soll nun der Ausbruch der Flüchtlinge samt Zuzüger nächsten Dienstag [25. März] vor sich gehen. Daß ein Einfall statt haben wird, ist ganz zuverlässig.“ (20. März.) — „Die eidgen. Angelegenheiten scheinen nun ihrem Entscheide zugeführt zu werden. Die Flüchtlinge, (nämlich die Chefs) geben an, sie könnten auf eine Macht v. 16000 zählen. In den letzten Tagen sind abermals Einschreibungen vorgenommen und die Gemeinderäte angegangen worden (in einigen, jedoch wenigen Gemeinden mit Erfolg), Entschädigungen für geliehene Waffen und Marschgelder zu verheissen. Bekanntlich sind schon vor mehreren Wochen zwei 4 Pfünder nach Aarburg gebracht worden; letzten Donnerstag früh 4 Uhr wurden

zwei kleine Haubitzen und zwei Caïssons mit Munition dahin geführt. — Die Piecen in Narburg sind nicht auf die Festung gebracht worden, wo man sie bekanntlich hinaufziehen muß, sie wurden nur soweit geführt als der Fahrweg geht und stehen dort im untern Werk. — Diesen Morgen sind alle Luzerner Flüchtlinge von hier abgezogen. Heute ist große Musterung zu Schöstland, Menziken und Zofingen und zwischen Morgen und Donnerstag [25. und 27. März] soll der Einmarsch in den Kanton Luzern, den sie ganz ungehindert erwarten, vor sich gehen.“ (24. März.) „Nach Eingang gestriger Depesche des Vorortes [Zürich] versammelte sich der Kl. Rath noch Abends und beschloß ein Schreiben an die Bez. Amtmänner der reformierten Bezirke, worin sie beauftragt wurden, alle Gemeinderäte und Bezirksbeamtete sofort einzuberufen, all ihren Einfluß in Anspruch zu nehmen, um Freischarenzüge von Argauern in den Kanton Luzern zu verhindern; alle mögliche Vaterlandsliebe u. s. w. wird heraufbeschworen und quasi um Gotteswillen gebeten ruhig zu bleiben; es drohe dem Kanton die größte Gefahr, zumal die katholischen Bezirke Besorgnis einflößen u. s. w.; auf Samstag sei der Gr. Rath einzuberufen. Was wird dieser Mannequin wieder für Sprünge machen müssen. Ich habe soeben den Stadtrat und folgende Herren [8 Namen] versammelt gehabt und habe mich meines Auftrages entledigt. Wird aber wol nichts helfen; denn die Leute sehen sich angeführt und sind wie wüthend. Hätte Billo noch ein paar seines Gleichen, er verjagte heute noch die Regg. Das Raisonieren an allen Orten von Freund und Feind ist ohne Maß. Diesen Morgen  $1\frac{1}{2}$  Uhr zog die wohlbewaffnete Freischar aus dem Bezirk Lenzburg (ca 60) mit Musik — hier ein, vor das Schwert und zog um 10 Uhr, ein großer Teil betrunken, auf Entfelden zu.“ (27. März.)

„Gestern Vormittags hatte ich nun die Gemeinderäte der Landgemeinden versammelt, um auftragsgemäß zur Abmahnung des Ausziehens aufzufordern, man erwiderte mir aber, das werde erfolglos seyn: vor Monaten hätte das verhütet werden können, aber nachdem die angesehensten Beamten, Amtsstatthalter, Bezirks-Commdt, Milizinspektor, Sekretäre der Regg., selbst des Polizeidept. das Volk aufgejagt haben und dieses habe glauben müssen, es geschehe mit Willen der Regg. sei es zu spät — — Heute wurden 40 Centner Rind- und Kalbfleisch gekocht, 2000 Laib Brod gebacken und 15 Saum Wein gefaßt und zum Teil bereits geladen — — Morgen Mittags gehen die Wagen nach Zofingen ab, wo für einen ähnlichen Vorrat gesorgt sei. Auf Montag [31. März] in aller früh ist der Einmarsch in den Kanton Luzern festgesetzt — — Ich habe heute den Schiffleuten in Aarau und Biberstein bei fr. 20 verboten, bewaffnete Freischaren über die Aare hinüber zu führen;<sup>1</sup> darüber großer Lärm im Aarauer Pöbel“. (29. März.)

„Diesen Morgen  $1/27$  Uhr versammelten sich c. 80 M. Freischaaren von hier bei dem Binzenhof und zogen unter Trommelschlag ab. Ihnen hatten sich 32 von Küttigen und Denspüren angeschlossen, nachdem sie die Schiffleute, denen bei fr. 20 Buße die Ueberfahrt von Bewaffneten verboten war, dazu gezwungen hatten — — Um Mittag verließ das Comité der Flüchtlinge (Baumann und Bühler) mit mehreren Wagen und einer Bedeckung von zwei Luzerner Cavalleristen Aarau. Sie führten viel Geld mit (von den Subscriptionen herkommend). Den ganzen Tag fuhren Wagen mit Mannschaft durch Entfelden, alles Zofingen

---

<sup>1</sup> Eine natürlich völlig ungenügende Maßregel. — Seit die Brücke in Aarau, am 13. Juli 1843, fortgerissen worden war, gab es bis zur Errichtung der Kettenbrücke (1850) nur eine fähre.

zu. Die halbe Stadt ist nach Z[osingen] aus Neugierde.  
— — Morgen früh ist Einmarsch." (30. März.)

Und morgen früh fand in der Tat der Einmarsch statt. Der Verlauf und das Mißlingen des zweiten Freischarenzuges sind bekannt.

Erst als der Einmarsch in den Kanton Luzern vollendete Tatsache war, bot die Regierung Truppen auf, und ebenso erschienen Truppen anderer Kantone und besetzten die südlichen Gebiete des Aargaus. In weiten Kreisen aber war man in banger Sorge über das Schicksal der Vielen, die mit den Flüchtigen nicht heimgekehrt waren. Man wußte, daß eine beträchtliche Anzahl der Freischaren den Tod gefunden hatte; man wußte, daß eine noch viel größere Zahl verwundet oder unverletzt in Luzern gefangen saß und in der Gefangenschaft kein beneidenswertes Los zu gewärtigen hatte. Und es war zu befürchten, daß die gefangenen Führer, wie Oberst Rothpletz, das Todesurteil treffen möchte. Es mußte der Regierung daran liegen, so schnell wie möglich Verhandlungen mit Luzern einzuleiten, um Schlimmes abzuwenden und zu einem Frieden zu gelangen. Als Vermittler waren Männer zu gewinnen, die durch ihre politische Stellung in den Augen der Luzerner Machthaber in keiner Weise kompromittiert waren, und so verfiel man auf Oberrichter Friedr. Hürner und Bezirksamtman Schmiel. Dieser schrieb darüber am 8. April an seinen Sohn: „Mir ist die Ehre eines sehr unbeliebigen Auftrags zu Theil geworden. Heute Mittags kam Hr. Landammann Frey[=Herose]<sup>1</sup> und Landstatth. Siegfried zu mir, um mich im Namen der

---

<sup>1</sup> Frey-Herose berichtet hierüber in seiner Selbstbiographie (Taschenbuch 1882 Bd. XIII der Argovia p. 77) ganz kurz, mit einem an dieser Stelle gewiß ungerechtfertigten unfreundlichen Seitenblick auf den Auserwählten. Die Briefe Schmiels aus jener Zeit lassen allerdings erkennen, daß die Abneigung damals gegenseitig war.

Regierung zu ersuchen mit Hrn. Oberrichter Hürner nach Luzern zu reisen und gutes Wetter zu machen; vorzüglich auch um zu verhindern, daß man mit unsern Leuten nicht grausam verfare und wenn immer möglich Rothpletz nicht das Leben verliere. Die Stimmung der Regg. ist zum Erbarmen kleinlaut; sie fühlt, daß sie im Pfeffer sitzt. Mir ist, wie du dir wohl vorstellen kannst, die Sache höchst unangenehm, zumal ich vorsehe, daß nicht viel auszurichten seyn wird und daß man wird Dinge entschuldigen müssen, die man von Grund der Seele verabscheut. Zudem wird die Mission nicht von kurzer Dauer sein, da man den Gang der Prozesse abwarten u. auf nachsichtige Beurteilung soviel möglich einwirken soll. Morgen früh 6 Uhr verreisen wir.“

Und später, am 13. April: „Trotz der Visite des H. Landammanns und Siegfried mit der Bitte des kl. Rathes, mich (nachdem Hans Herzog nicht gehen wollte) mit der Mission nach Luzern zu beladen, konnte ich mich nur schwer dazu entschließen und ich habe sie auch vollkommen satt, denn du kennst die schleichende, schleckende und wieder midi à quatorze heures suchende Manier des Händedrückens, das einem ermüdet, und dann noch die Sache selber, also Form und Materie allerliebste. Unsere persönliche Aufnahme in Luzern läßt uns nichts zu wünschen übrig.

Aber was mußten wir wohlverdientes über die Regg. hören!!! Donnerstags hatten wir mit RR. Kost u. Staatschreiber Meier Konferenz, man fordert vorläufig Sicherheitsgarantierung und Kriegskostenentschädigung, will man darauf eingehen, so sei ein Vertrag zu unterhandeln u. s. w. Ich wartete gestern noch das Resultat der Sitzung des Gr. Rathes ab, welcher in gleichem Sinne einen Beschluß faßte und zugleich einem jeden der 5 Hülfstände 1 Feldgeschütz zur Trophäe votierte. 13 Bat. sind noch auf den Beinen, Elgger sagte mir, der Verlust von Seite der Vertheidiger

an Todten und Bleßierten mag sich auf 20 M. belaufen. Gefangen sind ca. 2,200 in Luzern, Willisau, Schüpfheim und Sursee, darunter 814 Aargauer. 96 davon, unter 20 Jahren werden Morgen an der Grenze erwartet. Gestern Abends kam ich hier [in Aarau] an und erstattete über den Stand der Sachen dem Kl. Rath heute in seiner Sitzung Bericht, wo ich mir denn freilich einige Aufrichtigkeiten erlaubte, indem ich auf die spezielle Anfrage des H. Landammanns, welche Garantien allfällig Luzern für die Treue der Versprechungen der Aarg. Regg. wünschen möchte, ganz unbefangen erwiderte: daß ich auf diese Frage die Wahrheit zu sagen schuldig sei, nämlich daß das dermalige Personale der Regg. keinerlei Zutrauen genieße und eine Abänderung desselben erwartet werde und daß zugleich von Herstellung der Klöster, wenigstens des Klosters Muri, gesprochen worden sei. Da voraussichtlich der Betrag der Entschädigung sehr hoch steigen wird, ist dieser Casus schwer zu lösen. Soll die hiesige Regg. ihn garantieren und bei den Betheiligten beziehen? wer sind diese? sicherlich nicht nur die Gefangenen; soll sie dann prozedürlich verfahren oder willkürliche Summen einem Jeden bestimmen? oder soll die Staatskasse das Schuldige tragen? Dann werden die katholischen Bezirke sagen, die Staatskasse gehöre auch ihnen und sie hätten nichts verschuldet u. s. w. Kurz die Schwierigkeit ist groß und hat zugleich Eile ihrer Hebung nötig, sonst gehen die Verurtheilungen weiter als nur auf die Chefs und ansteckende Krankheiten können durch längeres Zusammenleben eintreten, man müßte also die Gef[angenen] an verschiedene Orte verlegen, die Kosten vermehren, das eidgen. Recht walten lassen, dann käme Aargau böß weg.“

Am 15. April kehrte Schmiel wieder nach Luzern zurück, nachdem ihm die Regierung ihre Ansicht mitgeteilt hatte. „Von Anerbiethen einer Entschädigung von Kriegskosten

und weiterer Unterhandlung will unsere Regg. nichts wissen: sie erwartet das Weitere von Seite der Tagsatzung und somit ist unsere Vollmacht zu Ende, was mir sehr lieb ist.“ (16. April.)

Daraus wurde nun freilich noch nichts; die Gesandten mußten die Verhandlungen in Luzern weiterführen, doch wurde ihnen in der Person des Großratspräsidenten Fürsprech G. Jäger ein dritter Delegierter beigegeben. „Dienstag Morgens [22. April] war man zusammengetreten, von Bern Aubry und Blösch, von Solothurn RR. Reinert und von Baselland, dessen Regg. nicht beitreten wollte, weil sie ganz unschuldig sei, die Hrn. Guzwyl (Bruder v. Stefan) und Brodbeck, Fabrikant, im Namen der Hülfsgesellschaft. Luzern forderte für Ersatz der eignen Kriegskosten fr. 501,200, welche die betheiligten 4 Kantone zu übernehmen hätten und es wurde die Hoffnung von allen Seiten geäußert, daß die Bundeskasse die auf fr. 120,000 belaufenden Kosten, welche an Luzerns Hülfskantone zu ersetzen seyen, übernehmen dürfte, wo nicht, tragen solche die 4 Kantone ebenfalls. Nach langer Besprechung in beliebter eidgen. Weise ward vorab L. eingeladen, seine Forderung noch einmal durchzugehen und möglichst zu mindern, während die angesprochenen Kantone unter sich das Verhältniß der Quoten auszumitteln hätten; damit schloß man gegen 3 Uhr. Um 4 Uhr als man sich des letzten Verständnisses wegen versammelte, verließ ich Luzern und zwar noch am gleichen Abend, zumal ich gerne dem Abschluß des Vertrags auswich, der vielfach angegriffen werden wird und den der Großratspräsident verteidigen mag.“<sup>1</sup> (24 April.) Die Luzerner Reg. reduzierte die ver=

<sup>1</sup> Da somit Schmiel an der letzten Sitzung, in welcher von sämtlichen Anwesenden das Protokoll unterzeichnet wurde, nicht teilnahm, ist auch die Kunde von seiner Sendung bis jetzt verloren gewesen.

langte Summe auf rund fr. 350,000, wovon der Aargau 200,000 zu übernehmen hatte, und es gelang Jäger, der am 26. April nach Aarau zurückkehrte, den aarg. Kl. Rath zu überzeugen, daß es nicht angehe, die auf den Aargau entfallende Summe durch Privatleistungen aufzubringen, sondern daß der Große Rath sie zu übernehmen haben werde.<sup>1</sup> Noch einmal hatte Schmiel die Reise nach Luzern anzutreten, dann aber war (anfangs Mai) seine Mission zu Ende.

„Von der Regg. haben die Abgeordneten ein ausnehmend schönes Dankschreiben erhalten.“

Schmiel hat die Mission nach Luzern nur mit Widerwillen übernommen; das darf man ihm ruhig glauben. Waren es doch die politischen Gegner, von denen er manche Kränkung hatte erfahren müssen, die ihn um seine Hülfe ansprachen. Zudem war die Aufgabe keineswegs leicht, die Aussichten auf Erfolg sehr unsicher; und schließlich stellte sie an die Leistungsfähigkeit eines Mannes, der eben in jenen Tagen in Luzern (19. April) sein 71. Altersjahr vollendete, nicht geringe Anforderungen. Allein Schmiel trug keinen Augenblick Bedenken, seinen Kantonsgenossen den großen Dienst zu leisten.

Das war wohl der größte Augenblick in Schmiels Leben; es soll ihm diese Tat der Selbstüberwindung unvergessen sein.

Gewiß ist ihm der Entschluß durch das Gefühl erleichtert worden, daß ihm hier nun doch eine Genugtuung werde für so mancherlei Unbill, die ihm das öffentliche Leben gebracht hatte.

---

<sup>1</sup> Dieser übernahm dann bekanntlich (28. April) ohne Diskussion mit 160 gegen einige wenige Stimmen die ganze Schuldsomme zu handlen der Staatskasse, so daß sich also Schmiels Befürchtungen als unrichtig erwiesen.

Das war seine letzte Aktion in der Oeffentlichkeit. Natürlich verfolgte sein Interesse auch fernerhin die großen Begebenheiten im schweizerischen Vaterlande, wenn auch die Briefe erkennen lassen, daß der größere Anteil des Interesses sich mehr und mehr dem engern Kreise seiner Familie zuwendet. Immerhin gewähren sie einen klaren Einblick in die Auffassung eines Mannes, der mit seiner Sympathie nicht auf der Seite der großen Bewegung steht.

Im Sommer 1847 meint er: „Was man nicht alles erlebt! Vor 2 Jahren O[chsenbein] Verbrecher und todeswürdig! und jetzt B. Pr. [Bundespraesident] und Eidg. Oberst, das er aber nicht werden kann, wenn man sich nicht über das Reglement hinwegsetzt. Doch über was setzt man sich nicht hinweg? Der bevorstehende Krieg findet im Lande keinen Anflang; erst jetzt fragt man: was haben uns denn Luzerner und die kl. Kantone getan?“ —

Anfangs September suchte die Regierung um den für eine Mobilmachung nötigen Kredit nach. Schmiel machte dazu folgende Glossen: „Auf den 21. wird nun auch hier der Anfang zur Organisation der Landwehr gemacht, zu welchem Ende Gestern die Regg. den unglücklichen Gedanken eines Creditbegehrens in den Gr. Rath brachte und eine der längsten und heftigsten Discussionen veranlaßte. Obgleich dem Gesuche entsprechend (wie das bei unserm Gr. Rathe immer vorauszusehen ist) hat die Sache dennoch wichtige Sensation hervorgebracht, denn außer einigen Erz-Radicalen will Niemand Krieg und wußte weswegen (!), jetzt brachte aber die Discussion klares Licht. Der Sieg der Rede war offenbar auf Seite der Conservativen; Fahrländer sprach musterhaft und nicht grob, ebenso Wilh. Baldinger, Meienberg; Widerkehr sprach wahr aber donnerte. Waller, Siegfried, Keller, besonders Tanner waren furios und doch

oder gerade deswegen wurde über letztern viel gelacht.“  
(2. September.)

„Hier ist alles in kriegerischer Thätigkeit. Morgen [11 Okt] ist Hauptmusterung der Elite, von der Landwehr werden immer 3 Comp. für 3 Tage zur Organisation einberufen — — Alle nicht eingetheilte Mannschaft von 20—60 Jahren muß eingeschrieben werden zur Bildung von Bürgerwachen und einer zweiten Landwehr; Pferde sind in Bereitschaft gesetzt, alle vorhandenen Waffen jeder Art werden aufgezeichnet u. s. w. denn — so heißt es in einem Erlaß — es ist voraus der Kanton Aargau, der auf die Ereignisse ein wachsames Auge heften und sich in solchen Zustand setzen muß, um allen möglicherweise im Schilde führenden Eventualitäten der Gegner kräftig begegnen zu können? Alles das macht einen gewaltigen Rumor unter dem Volk, das auf 99/100 nichts vom Kriege wissen will, so auch unsre Solothurner Nachbarn, deren Besuch man, wenn es Ernst gelten würde, befürchtet. Indessen hat die Frage des Tages eine ganz andere Farbe als früher erhalten, was die Radicales zu benutzen wissen und was wirklich Effekt macht; es handelt sich jetzt nicht mehr darum, sagen sie den Zweiflern, ob ein Kanton das Recht habe, Jesuiten anzustellen, das hat die Tagsatzung, ob wol oder übel sei gleichviel, entschieden; blos um Vollziehung eines Tagsatzungsbeschlusses ist es zu thun und dazu muß Jedermann die Hand bieten.

Aber all dieß Raisonnement macht die Sache nicht besser und den Krieg nicht ungewisser, weswegen man wohl in den höhern Regionen, wie leicht wahrzunehmen, nicht behaglich findet. Ich weiß nicht, woher sie kommen soll, aber ich zähle immer noch auf Rettung. Das ist was ich den häufigen Anfragen von Mitgliedern von Gemeinderäthen und Andern, mündlich erwidere und sie auf die

Vorsehung vertröste, die noch immer besser als wir selber, für uns gesorgt hat. Indessen stocken bei sonst großer Tätigkeit die innern Verwaltungsgeschäfte und fehlt es an Geld." (10. Oktober.)

Schon bevor die Tagsatzung die ersten Mobilmachungsbefehle erließ (24. Oktober), stellte der Aargau Truppen auf. „Hier ist man in großer kriegerischer Bewegung. Heute sind 3 Bat., 2 Schützen Comp. und 1 Cie. Artillerie samt Brigade und Divisionsstab [Oberst Ed. Rothpletz] in Aktivität getreten: warum? weiß Niemand; man sagte mir, St. Gallen, Zürich und Bern hätten es auch gethan, man wolle sich zu rüsten anfangen, damit wenn es gilt, nicht mehr viel zu thun sei." (22. Oktober.) „Das geht an ein Marschieren, Einquartieren, Dispensieren zum Tollwerden — — Da steht eine Artillerie-Comp. will Quartier und von keiner Seite ist Befehl dazu da." (27. Oktober.)

Am 4. November fiel in der Tagsatzung, die bereits von den Gesandten der Sieben Orte verlassen worden war, der Entscheid: Durchführung des Beschlusses gegen den Sonderbund mit bewaffneter Macht. Der Krieg war erklärt.

„Mit jeder Stunde ist man hier Nachrichten von der Armee gewärtig, während es bei uns selbst sehr kriegerisch aussieht. Nun sind auch 3 Bat. 2 Art. und 2 Schützen Comp. Landwehr ins Frickthal als Reserve abmarschirt. Es treffen Luzerner beider Farben hier ein, Flüchtlinge und Spione; ich fördere alle, die nicht vom Stab als Spione oder Guiden (weil sie die Lage aller Mienen aufgenommen haben) gebraucht werden, nach Laufenburg hinter die Fronte.

Freiburg und Zug werden wohl zuerst an den Tanz müssen, und während man sich dahin kehrt, wird die Macht über Luzern herfallen. Heute ist ein Pontontrain hier und werden Ambulancen erwartet. Aller Rechtstrieb

ist bei uns eingestellt; das wußte man sogleich Luzern nachzumachen. Das ist eine erschreckliche Maßregel: kein Mensch zahlt mehr, da man nicht treiben darf.

Eine seltene bange Stille herrscht hier allgemein, auch des Abends. Die Zürchertruppen halten die beste Disciplin.“ (6. November.)

Merkwürdigerweise hatte Schmiel auch jetzt noch die Hoffnung auf einen Entscheid ohne Waffengewalt gehegt; erst am 10. November gab er sie auf: „Ich verzichte jetzt auch auf Hoffnung jeder friedlichen Beilegung; die Sachen sind zu weit gekommen. Der Exekutionsbefehl kam viel zu früh, denn die Vorbereitungen hätten so getroffen seyn sollen, daß die Vollziehung rasch darauf folgen sollte.“ Daß dieses Urteil doch modifiziert werden mußte, zeigt der Brief vom 17. November: „Dufour hat die Campagne siegreich und mit einem Coup von großer Bedeutung [Einnahme Freiburgs 14. Nov.] eröffnet, der auch weitere Erfolge vorbereiten wird. — — — Seit Gestern Abend haben wir das große Hauptquartier in unsern Mauern; der General beim wilden Mann, das Bureau des Generalstabs im mittlern Zimmer auf dem neuen Rathhause und in den Commissionszimmern im Großratsgebäude; der Artilleriestab ist beim Ochsen, das Oberstkriegskomm. beim Storch. Heute früh wollte ich Oberst Frey [Chef des Generalstabs] besuchen, traf ihn aber nicht bei Hause; um 10 Uhr kam Zimmerli [Oberst, Adjut. des Generals] zu mir aufs Amt und Nachmittags besuchte ich den General, der mich auf das freundlichste als alter Kamerad behandelte. Er bedauerte, daß aus Versehen oder wie sei noch unerhoben, bei Freiburg während des Stillstands Blut vergossen worden sei.“

Nun, da der Krieg im Gange ist, treten doch die politischen Bedenken und die Kritik in den Hintergrund, der

alte Soldat interessiert sich aufs höchste für alles, was auf dem Kriegsschauplatze geschieht, und berichtet seinem Sohne getreulich, was ihm zu Ohren kommt, darunter auch manche Falschmeldung. „Wir sehen höchst wichtigen Momenten entgegen; bei der ungeheuern Uebermacht, welche anrückt, kann ich mir keinen hartnäckigen Widerstand vorstellen. Das Wetter ist vortrefflich; bei den Truppen herrscht zwar nicht Fröhlichkeit, aber männlicher Ernst und Folgsamkeit. Alles wünscht das Ende.“ (21. November.)

„Soeben werden mir 1 Arzt, 1 Soldat vom Bat. Schobinger [Luzern] und 3 Landstürmer, die in und bei Münster gefangen wurden, zugeführt und zwar Kriegsgefangene durch Landjäger!!! Was ich mit ihnen anfangen soll, weiß ich noch nicht, da das Schreiben, so mitgekommen, an die Mil. Commission gerichtet ist. Der Arzt, ein Schwarzer,<sup>1</sup> welcher versichert, es seien wohl  $\frac{1}{3}$  seines Gleichen, die aber des fürchterlichen Schreckenssystems und des aufgehetzten Landvolks wegen nicht mucksen dürfen, erzählte mir, daß er und seine Schicksalsgenossen, die sich verspätet hätten, denn die bei Münster gestandenen 3 Comp. hätten Befehl gehabt, sich beim Annähern unserer Truppen nach Hildisrieden zurückzuziehen, von Basellandschäftern gefangen und sehr human behandelt, auch gar nicht geplündert worden seyn.“ (23. Nov.) —

In raschem Zuge wurde der Sieg erfochten; „es wird viel darauf ankommen, ob die Tagsatzung ihre Aufgabe so gut zu lösen versteht, wie der General die seinige gelöst hat“. Den heimkehrenden Truppen folgte aber leider nicht nur Lob: „Daß sich unsere Truppen (die Aargauer nicht ausgenommen) viel mit Plündern und nicht nur Wegnehmen von Lebensmitteln abgegeben haben, ist leider richtig, denn

---

<sup>1</sup> Bezeichnung für die Luzerner Liberalen.

die hieher rückkehrenden bringen sogar Pferde, Leiterwagen, Karren, Waffen u. dgl. mit.“ Auch die Art, wie Truppen entlassen wurden, findet Schmiels Beifall nicht: „Die Abdankungen der Truppen geschehen im Style der Relationen von den Schlachten von Marengo, Austerlitz, Eylau, Wagram u. dgl.“ (30. Nov.)

Nach allem Vorausgegangenen wird man sich nicht sehr verwundern, wenn Schmiel der Bundesreform zunächst großes Mißtrauen entgegenbringt.

„Wenn bisher die Revisionskommission manches sehr gute und zweckmäßige beschlossen, so nützt aber alles nichts, wenn man bei dem Gedanken einer verschiedenen Repraesentation verharren wollte; daran scheitert alles.“ (12. März 1848.) „Aus der Bundesreform wird für einmal wenig werden: desto besser, sonst gäbe es gar nichts. Ein wunderbares Machwerk „Tagsatzung, Souveränität der Kantone und — ein Repraesentantenrath miteinander! Eine Organisation zu ewigem Hader!“ (2. April.) Allein, als dann das ganze Werk der Bundesverfassung zu Ende beraten und auch von der Tagsatzung angenommen war, als das Volk sich in weiten Kreisen dafür zu erwärmen begann, da blieb auch Schmiel mit seiner Anerkennung nicht zurück. „Gottlob unsere vaterländischen Angelegenheiten scheinen sich zum Guten neigen zu wollen. Bern hat angenommen und mit welcher Mehrheit, Zürich einstimmig, Aargau wird nachfolgen; es ist kein Zweifel, daß die Verfassung nicht durch die Großräthe und die Volksabstimmung angenommen werden wird.“ (23. Juli.) „Im hiesigen Kanton (vielleicht mit Ausnahme des Bezirks Muri) wird die Bundesverfassung mit großer Mehrheit angenommen werden.“ (17. Aug.)<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Abstimmung im Großen Räte 31. Juli; Volksabstimmung am 20. August: 20,699 ja, 8744 nein.

Es liegt doch in solchen Worten eine Art Ausföhnung mit der Wendung, welche die ganze große Bewegung der vierziger Jahre genommen hat; und auch ein Zeugnis für die Beweglichkeit des Geistes, die sich dieser Mann bis in sein 75. Jahr bewahrt hat. Denn wie natürlich wäre diesem Alter, angesichts einer großen Umwälzung, der Gedanke:

Unter der Erde schon liegt meine Zeit.

Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben!

In Formsachen freilich hängt er am Alten: „Ich bedaure, daß der Ständerat — Repraesentant der Kantone — die Standesfarben abgelegt hat. Dies Zeichen ehrwürdiger Vorzeit hatte etwas Imponierendes, Eigenes, Ehrwürdiges. Alle Völker haben Sinnbilder, ihre Behörden, Gerichte u. s. w. Amtstrachten, Perücken, selbst die Engländer und Franzosen nicht ausgenommen.“

Nun, wir werden diesen Symbolen alter Kantonsherrlichkeit keine Tränen nachweinen und es an der Standesfarbe der Weibel vollkommen genügen lassen.

Noch beschäftigte ihn außerordentlich die Frage des Sitzes der Zentralregierung. „Die meisten unsrer Gesanten werden wahrscheinlich für Zürich seyn; ich hoffe dennoch immer, daß Luzern Bundesstadt werde, denn ich hielte es für politisch klug.“ (9. November.)

Da dann schließlich Bern die Oberhand gewinnt, wundert er sich nur über die große Stimmenzahl, gibt sich aber sonst zufrieden; vielleicht, so meint er, kommt dann das Bundesgericht nach Luzern.

Mit dem 22. Dezember 1848 ist der Briefwechsel zu Ende.

## Der Ausgang.

Die Briefe aus den letzten Lebensjahren verfolgen, wie zu erkennen war, die politischen Begebenheiten mit kaum abnehmendem Anteil. Indessen zog noch ein anderes Interesse den Greis immer stärker in seinen Bann: sein Sohn Julius hatte sich im Frühjahr 1844 verlobt und drei Monate darauf verheiratet. „Also ist einmal der große Wurf gelungen und hast Du Dich zum Heurathen entschließen können! Du kennst seit langem meinen Wunsch, meine Sehnsucht, Dich verheurathet zu wissen und kannst Dir folglich denken, welche große Freude mir Dein Entschluß macht. Ich finde die Wahl passend und ganz vortrefflich, denn Jenny Müller [aus Luzern] war mir immer ein liebes Kind u. ich soll glauben, wie ich es hoffe und wünsche, Ihr werdet miteinander glücklich werden.“ (16. Mai 1844).<sup>1</sup>

Es gewährt einen erquickenden Anblick, wie der alte Mann an der Liebe zu den jungen Eheleuten sich wieder ganz zu verjüngen scheint, wie ihm die Sorge für sie einen neuen Lebensinhalt gibt. Wirklich rührend ist seine Freude, da ihm, dem Hochbetagten, am 22. Dezember 1846 eine Enkelin bescheert wird. Mit herzgewinnender Zärtlichkeit umfängt er das kleine Wesen, längst bevor er es nur mit seinen Augen schauen kann. Hat man sich einmal besucht, so leuchtet noch lange die glückliche Erinnerung daran aus seinen Briefen heraus. Er bekommt Heimweh nach dem

---

<sup>1</sup> Julius v. Schmiel, der nach 1848 eine Stelle in der Bundesverwaltung bekleidete, folgte dem Vater schon 1853 im Tode nach; seine Frau starb 1880.

Kinde, und der Gedanke bekümmert ihn, es möchte den Großvater vergessen.

Wenn er nach einem Wiedersehen mit seinen Lieben ins Alltagsleben zurückkehrte, kam er sich noch einmal so einsam vor. Und einsam wurde es allmählich um ihn her. Die Freunde und Bekannten aus seiner frühesten Schweizerzeit, denen er große Anhänglichkeit bewahrt hatte, stiegen der Reihe nach ins Grab. Im Februar 1840 erhielt er die Nachricht, daß Frau von Erlach in Vevey gestorben sei. „Sie war meine älteste Bekannte und wahre Freundin und hat immer den wärmsten Anteil an allem genommen, was uns betroffen.“ Am Ende des Jahres folgte ihr Bürgermeister Herzog nach. Anfangs 1841 starb Dr. Sebastian Fahrländer. „Es sind gerade 40 Jahre, daß ich Fahrländer in Bern kennen lernte und im Sommer 1801 mit ihm eine Bergreise machte. Ihm verdanke ich 1815 mein Leben.“ (21. Februar 1841). Im Sommer 1844 traf ihn ein Verlust, der ihm besonders nahe ging. Es starb Major Karl Fr. Penasse von Münchwyl, Kriegskommissär und Kontrolleur der Militärkommission, gleich Schmiel einer der ältesten Militärbeamten des Kantons. 1848 starb Heinrich Zschokke. „Wieder ein alter guter Freund. Sein Tod geht mir nahe. Er war eine edle Seele, wenn auch manchmal sein Gemüt mit dem Verstande in Hader kam oder davonlief.“ (27. VI. 1848.)

Mehr noch als alle diese Todesfälle, denen noch eine Reihe anderer beigelegt werden könnte, mahnte ihn wohl die eigene Gebrechlichkeit, daß auch sein letzter Tag nicht mehr sehr ferne sei. Schon 1842 brachte ihn eine heftige Unterleibsentzündung an den Rand des Grabes. „für mich ist ja die Welt zu Ende“ meinte er damals. Doch erholte er sich vollständig und genas auch wieder, als er 1849 nochmals von schwerer Krankheit heimgesucht wurde.

Und schließlich sollte auch nicht eine Krankheit den Sieg über ihn davon tragen; es war ein Unfall, an dessen Folgen er starb.

Am 3. Oktober 1850 wurde unter großer Beteiligung Oberst J. G. Hunziker zur Erde bestattet. Hinter dem Sarge gingen Oberst Schmiel und Major K. Herose, beide wie Hunziker im Jahre 1774 geboren. Schmiel sagte zu Herose: wer wird von uns Dreien wohl der Zweite sein? — Auf dem Heimwege begegnete er einem Fuhrwerke, dem er rasch ausweichen wollte. Sei es nun, daß er doch einen Stoß erhielt, sei es, daß ihn die schnelle Bewegung aus dem Gleichgewicht brachte: er stürzte hin und blieb einige Zeit besinnungslos liegen. „Also bist du der Zweite,“ meinte er nachher.

Und es sollte so sein. Nach vorübergehender Wendung zum Bessern trat gegen Ende des Jahres rascher Zerfall der Kräfte ein, und am 29. Dezember 1850 früh verschied er sanft. Am letzten Tage des Jahres wurde er beerdigt.<sup>1</sup>

Es ist in jenen Tagen mancherorts von dem vielbewegten und vielgestaltigen Leben des eben Verstorbenen die Rede gewesen; eine Reihe von Zeitungsnefrologen<sup>2</sup> legen davon Zeugnis ab. Sie nennen die wichtigsten Daten und erinnern an die trefflichen Eigenschaften, durch die sich Oberst Schmiel hohes Ansehen erworben und behauptet hatte, und zählen seine Verdienste um Kanton und Eidgenossenschaft auf.

---

<sup>1</sup> Die Umstände seines Todes nach Aarg. Zeitung 1850, 30. Dezember. Nr. 156.

<sup>2</sup> Aarg. Zeitung 1850, 30. Dezember. Nr. 156. — Schweizerbote 1850, 31. Dezember. — Basler Zeitung 1850 Nr. 308. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1850 p. 105; 1851 p. 43. — Überall sind die biographischen Angaben sehr lückenhaft, oft auch unrichtig.

In besonders schöner und würdiger Weise ist dies in einer Zuschrift des Regierungsrates an den Sohn Julius geschehen; sie ist von Landammann Dr. Wieland und Staats-schreiber Ringier unterzeichnet.

Wenn wir nun auch den Versuch einer zusammenfassenden Würdigung Schmiels unternehmen, so lassen wir diese Nachrufe auf der Seite und halten uns an die Quellen. Freilich kann da nicht aus dem Vollen geschöpft werden: lassen uns jene oft schon für die Darstellung des äußeren Lebensganges im Stiche, weil sie nur für einzelne Lebensabschnitte in ausreichendem Maße vorliegen und da wieder ganz verschiedenartig sind, so bleibt erst recht manche Frage nach den letzten innern Gründen seines Handelns unbeantwortet. Ebenso mangelt es an unbefangenen Urteilen von Zeitgenossen.<sup>1</sup> —

Von heute lebenden Leuten, die Schmiel gekannt haben und sich seiner noch deutlich erinnern, wird er als großgewachsener, schlanker, menschenfreundlicher Herr mit schneeweißem Scheitel geschildert.<sup>2</sup> Das Portrait, das hier beigegeben ist, zeigt ihn als jungen Mann von etwa dreißig Jahren. Das Original — im Besitze seiner Enkelin — ist ein auf Elfenbein gemaltes, um wenigens größeres Bildchen. Das Haar ist leicht gepudert, in einen kleinen Zopf geflochten und mit schwarzem Bändchen gebunden. Der Rock ist grau, von blauen Borden eingefasst; was von der Weste sichtbar wird, ist gelb mit rot untermischt.

---

<sup>1</sup> Es sei denn, man wolle Ernst Münchs kurze und nicht tief gehende Charakteristik in seinen „Erinnerungen, Lebensbilder, Studien aus den ersten 37 Jahren eines teutschen Gelehrten 2c.“ Carlsruhe 1836, I. 426 (von J. Müller, der Argau I. 180, fast wörtlich übernommen), dafür gelten lassen.

<sup>2</sup> So von Frau Oberst M. Zschoffe (geb. 1834); a. Reg.-Rat E. Imhof-Munzinger (geb. 1828).

Wer die schön geführte Linie des Profils verfolgt, wird sich leicht bereden, daß dem Manne ein feiner Sinn und eine nicht gewöhnliche Intelligenz eignen; unwillkürlich denken wir an einen Dichter. Man beachte die Flucht der Stirne, den Übergang zur Nasenwurzel, den kühnen Schwung des Augenbogens, die wohlgebildete, leicht gebogene Nase mit den ebenmäßigen Flügeln, den feingeschnittenen Mund. Die Form des Kinns ist wohl nicht ganz die natürliche; seine weichen Teile scheinen durch die Halsbinde nach vorn geschoben zu sein.<sup>1</sup> „Sein Äußeres war gefällig, seine Manieren fein, sein Geist gebildet,“ sagt Ernst Münch.

In der That kann so manches in diesem Lebensgange nur durch die Annahme hoher Intelligenz erklärt werden: Trotzdem Schmiel, noch fast ein Knabe, in große Kriege hineingerissen worden war, vermochte er sich doch eine umfassende, keineswegs oberflächliche Bildung anzueignen; den sprachlichen Ausdruck beherrschte er in der Schrift sehr geschickt, vielleicht etwas minder in der mündlichen Rede. Die Kenntnis der französischen Sprache hat er sich wohl während des Coalitionskrieges erworben, wo er auch die englische zu studieren begann. Mit großer Leichtigkeit und überraschender Gewandtheit fand er sich in neuen Verhältnissen zurecht und brachte sich auch bald zur Geltung. Man denke nur etwa an seine Erfolge bei den schwierigen Verhandlungen in Paris!

Sein Wille erreichte nicht die Stärke des Intellektes. Schmiel war keine Kampfesnatur; er gehörte nicht zu denen, deren Kraft mit der Stärke des Widerstandes, welchen sie finden, zunimmt. Er ging im Gegenteil dem

---

<sup>1</sup> Viele Portraits aus den beiden Jahrzehnten vor und nach 1800 zeigen dieselbe Eigentümlichkeit; es handelt sich wohl um eine Mode, die vielleicht auf die Männer der Revolution oder auf Bonaparte zurückgeführt werden darf.

Konflikt mit Vorliebe aus dem Wege; ja, er ergab sich nicht selten einer fast eigensinnigen Resignation. Dafür liegen Beweise aus allen Abschnitten seines Lebens vor: der unerfreulichste ist das Verhältnis zur Mutter. Am unverhülltesten zeigt, wie natürlich, der Greis Widerwillen gegenüber vorauszu sehenden Konflikten: wir erinnern uns an die vorzeitige Rückkehr von Luzern, Frühjahr 1845, und ihre Motivierung.<sup>1</sup>

Diese Charakteranlage trägt — freilich in Verbindung mit außerhalb liegenden ungünstigen Umständen — die Schuld, wenn der Erfolg, wie es ja einigemale geschah, sich von ihm abwandte.

Ein Naturell, wie das geschilderte, ließ nun Raum genug für eine milde, versöhnliche Grundstimmung, die sich in offenem, geradem Wesen, in Pflichtbewußtsein, Zuverlässigkeit, Treue, Wohlwollen und Mitgefühl mit Unglücklichen äußerte; daß auch, trotz jener unbegreiflichen Haltung gegenüber der Mutter, das Zartgefühl nicht fehlte, ergibt sich aus den Briefen an den Sohn, die überdies manchen Zug des Humors enthüllen.

Schmiel war, entsprechend den Anschauungen, die er von der Wiege an in sich aufgenommen hatte, Aristokrat von konservativer Gesinnung. Am wenigsten trat dies in der Zeit der Helvetik hervor, wo neue, mächtige Eindrücke entgegengesetzter Art auf ihn einwirkten; am ehesten in der Restaurationsperiode, wo es sich, der Zeitströmung entsprechend, fast von selbst ergab. Doch enthält auch für diese Zeit der Vorwurf, er habe mit seinem Adel geprunkt, eine starke Übertreibung. Wohl nannte er sich als Verfasser des Militärhandbüchleins von 1805 „von Schmiel“, und ebenso fehlt das „von“ nie auf der Adresse der für

---

<sup>1</sup> S. p. 153 unten.

seinen Sohn bestimmten Briefe; dagegen habe ich es zu keiner Zeit in seiner Unterschrift gefunden.

Er gehörte der katholischen Konfession an, wie seine politischen Antipoden Augustin Keller, Waller, Wieland; doch stand er nicht in so schroffem Gegensatze zum Ultramontanismus wie die genannten Männer, lieferte sich ihm aber auch keineswegs aus; denn er war ganz von Josephinischem Geiste durchdrungen. Dafür spricht Manches: er gehörte dem Freimaurerorden an; er nahm in der Klostersturmzeit, wie die Briefe an den Sohn erweisen, nicht Partei für die Klöster und die Jesuiten; die Pauthen seiner Kinder waren fast alle reformiert, und wenn er als „Schlottergötti“ für sein Enkelkind einen Katholiken auszuwählen riet, so geschah es ausdrücklich nur aus Rücksicht auf die Familie der jungen Frau; anlässlich einer Beerdigung schrieb er: „Das Ritual von Wessenberg ist wirklich sehr schön und alles in deutscher Sprache.“ Er bekannte sich also zu Wessenberg, dessen Geist auch in der von ihm 1803 errichteten katholischen Kirche in Aarau noch fortwirkte.<sup>1</sup>

Zu einer eigentlich führenden Rolle konnte ein Mann wie Schmiel nicht ausersehen sein. Er hat sie denn auch nicht gesucht, noch ist sie ihm je von anderer Seite angetragen oder zugemutet worden. Bei der Durchführung militärischer Aufträge sind ihm Schwierigkeiten erwachsen, deren Beseitigung wohl zum guten Teile durch die außergewöhnlichen Verhältnisse unmöglich gemacht war. Deshalb läßt sich nicht wohl entscheiden, ob ein Anderer in der gegebenen Lage sich nicht doch durchgesetzt hätte.

Auch in den Kämpfen der Dreißiger und Vierziger Jahre stand Schmiel nicht in den vordersten Reihen der

---

<sup>1</sup> K. Fischer, Abriß der Geschichte der katholischen Pfarrei und Gemeinde Aarau 1803—1897. Aarau 1900.

Streiter seiner Partei, obwohl ihm das energische Drauflosgehen der Radikalen ganz unsympathisch war. Auch das ist verständlich: der Kontemplative ist nicht der Mann fühner Entschlüsse; die Einseitigkeit, mit welcher extreme Parteimänner ihr Ziel verfolgen müssen, entgeht ihm nicht und verletzt sein Gefühl. Wir anerkennen es als eine Wohltat, wenn Zustände und Einrichtungen, die sich überlebt haben, ohne doch an sich selbst sterben zu können, von fester Faust zerschlagen werden.

Es ist einleuchtend, daß eine Persönlichkeit wie Schmiel sich sehr gut zur Führung eines öffentlichen Amtes eignete; nach dieser Richtung hat er nur Anerkennung gefunden. So heißt es von ihm in der Zuschrift des Kleinen Rates an den Sohn (30. Dezember 1850): „Aufopfernd in der Freundschaft, ein Muster der Pflichttreue, Würde und Tüchtigkeit im Amt, von warmer Hingebung für unser Gemeinwesen und für die Ehre und Wohlfahrt unseres Volkes erfüllt, gab sich der Adel seiner Seele im Privatleben wie in öffentlichen Verhältnissen durch Gerechtigkeit, Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen gegen Jedermann kund.“ Vermutlich ragte Schmiels Intelligenz über die Ansprüche, die das in den letzten zwanzig Jahren von ihm bekleidete Amt an sie stellte, hinaus, so daß es ihn nicht immer zu befriedigen vermochte; allein das hinderte ihn nicht, seine ganze Kraft dafür einzusetzen. Er schreibt (14. Oktober 1843): „Ich habe über meine Kanzlei Inspektion ein sehr belobendes Schreiben erhalten und nicht nur die Bewilligung mein Geschäfts-Journal auf bisherigem Fuße fortzuführen, sondern es ist sogar die Art dieses Amtsprotokolls allen den Bezirksamtern vorgeschrieben worden, welche sich noch nicht dazu verstanden haben, das vorgeschriebene weitläufige Verfahren und die Sonderung der Polizei- und Justiz Akten von den andern vorzunehmen.“

Seine Amtsführung erwarb ihm das unbedingte Vertrauen der Bevölkerung wie dasjenige der Regierung, zu deren politischen Gegnern er doch gehörte.

Oberst Schmiel hatte an der Ausgestaltung des neuen Bundes keinen Anteil; nicht ohne starke Zweifel sah er ihn noch unter heftigen Kämpfen ins Leben treten. Seine Wirksamkeit jedoch hat er nicht mehr erlebt: mit dem Glockenschlage, der das Ende der ersten Jahrhunderthälfte verkündete, ist auch er zur Ruhe gegangen. Seine Leistungen gehörten dem vorübergegangenen Zeitalter an und müssen aus ihm heraus beurteilt werden.

Unter schwierigen Umständen hatte Schmiel unsere kantonale Miliz eigentlich erst zu erschaffen. In dreißigjährigem emsigem Streben förderte er sie so weit, daß sie sich neben diejenige der alten Militärstaaten Zürich und Bern stellen durfte. Wenn die aargauischen Truppen zu allen Zeiten unter den besten der Eidgenossenschaft rangierten, wenn unser Kanton der eidgenössischen Armee eine große Anzahl ausgezeichneter Offiziere geliefert hat, so ist das zum guten Teile der von Schmiel geschaffenen, nie wieder erloschenen Tradition zu verdanken. —

Zweimal hat Schmiel sodann in besonderer Mission dem Aargau einen hervorragenden Dienst geleistet: als er durch sein geschicktes Verhalten in Paris die Schweiz und insbesondere den Kanton Aargau vor einem zweiten ruinösen Durchmarsche fremder Armeen bewahrte, und als er Hand bot, das Los der gefangenen aargauischen Freischärler in Luzern zu erleichtern und ihre Befreiung zu erwirken.

Durch diese Leistungen hat er sich im wahren Sinne des Wortes das Bürgerrecht unseres Landes erworben; sie sichern ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte seiner zweiten Heimat.

